



Burkhardt Huck

Fragment eines  
Romans  
über die  
Ermordung  
eines  
deutschen  
Rentners  
in einer  
Kleinstadt  
in der Provinz  
Western Cape  
South Africa.

2006

# FERNES LAND

## Fernes Land

Es war an einem klaren, kalten sonnigen Morgen. Es war Dienstag. Ich bereitete mich gerade auf die Sitzung um zehn Uhr vor, als das Telefon klingelte. Anrufe um diese Zeit waren mir äußerst unwillkommen. Ich überlegte kurz, ob ich nicht abheben sollte, aber dann siegte mein Pflichtgefühl. Der Anruf könnte ja auch mit der Sitzung zu tun haben. Ich hob ab und sagte: „Sie sprechen mit Herrn Huck, was kann ich für Sie tun?“

„Hallo, Bernhard, grüß Dich! Ich bin eben in Berlin, können wir uns sehen, es ist dringend.“ Ich erkannte die Stimme von Claire, obwohl ich sie nur wenige Male gesehen habe.

„Claire!“, sagte ich also überrascht, „Was machst Du denn hier in Berlin, ich denke ihr seid in Afrika?“

„Darüber reden wir später. Ich weiß von Günther, dass ihr immer am Dienstag um zehn Uhr eure Referentenrunde habt. Es ist trotzdem dringend. Komm doch bitte gegen eins zu Alfredo. Bitte, bitte!“

Ihre Stimme hatte so etwas ungewisses, etwas peinigendes, vermittelte ein Gefühl der Verlorenheit und Angewiesenheit. Ich konnte nicht nein sagen, obwohl meine Pläne andere waren. Also sagte ich mein Kommen zu.

Die folgende Sitzung lief ab wie immer. Der Abteilungsleiter, Spitzname ‚Frettchen‘, nach eigener Einschätzung ‚Primus inter pares‘, de facto aber ein Monarch, leitete wie üblich die Sitzung fröhlich ein, um wenig später Zahlen abzufragen. Davon war ich weniger betroffen. Das spielte sich meist ab zwischen Frettchen, dem Systemverwalter, der zugleich sein Stellvertreter war und den zwei Referenten, die für die Netzwerke zuständig waren.

Ich hatte also Zeit. Genauer gesagt, ich langweilte mich und tat, was meine ebenso wenig beteiligten Kollegen machten: Wir legten die Beine übereinander und versuchten in einer möglichst bequemen Position zu sitzen bis wir dran waren.

An den Wänden gab es wenig Halt. Sie waren kahl. Auch der Blick aus dem Fenster in den Innenhof gab mir keine Ruhe. Also ruhte mein Blick auf den Spitzen meiner Schuhe, als ich begann zu überlegen, warum Claire, seit etwa drei Jahren die Ehefrau von Gunther Mack, eines ehemaligen Kollegen von mir, aus Afrika nach Berlin reist, um mich in zwei Stunden zu treffen. Sicher, Mack war nicht nur ein Kollege, sondern bis vor wenigen Jahren ein enger Freund. Aber seit er sich entschieden hatte, nicht in Berlin auf seine Rente zu warten, hatten wir nur noch wenig Kontakt. Ich überlegte, wann er zum letzten Mal angerufen hatte. Vor einem Jahr? Jedenfalls machte er auf mich keinen glücklichen Eindruck. Es war so, als ob er auf ein ungewisses Schicksal wartet. Er klang beileibe nicht hilflos. Das war nicht seine Art. Ich wusste, dass bei ihm der Text meist zwischen den gedruckten bzw. gesprochenen Zeilen zu finden ist. Es war eher ein veränderter Blick auf Details, an dem ich zu erkennen glaubte, in welcher Stimmung er war.

In diesem Telefonat hörte ich irgendwie heraus, dass er von den Coloureds, wie er sie nannte, enttäuscht war. Anscheinend hatte er irgendwelche Hoffnungen oder Pläne für ein Projekt mit ihnen. Er schien persönlich enttäuscht. Genau das war es, was mich nachdenklich stimmte: Gunther nahm selten etwas persönlich. Das entsprach nicht seiner Philosophie.

Inzwischen war Frettchen bei den wissenschaftlichen Referaten angekommen. Ich wandte den Blick von meinen blitzblanken Lederschuh und meinen Füßen, die in ebenso schwarzen Socken steckten, hob meinen Kopf und guckte mit einer völlig leeren Miene in seine Richtung. Die Bearbeitungsstatistiken der Referate standen an. Unsere Zahlen sahen gut aus. Ich guckte über den Tisch zu Thomas, meinen Stellvertreter. Er sah wie meist gehetzt aus. So als ob er vor Babygeschrei die ganze Nacht nicht zum Schlafen gekommen ist und das obwohl seine Kinder doch in München sind. Ich überlegte kurz, was er hier in Berlin eigentlich nachts

treibt. Um mich macht er jedenfalls, seit wir hier sind, einen mittelgroßen Bogen. Unsere täglichen Treffen beschränken sich auf Sachfragen. Mittags setzt er sich meist zu anderen Kollegen. Auf der „Arbeitsebene“ funktionieren wir jedoch gut. Thomas entschließt sich schließlich zu lächeln. Dabei fächert er mit einem Stapel Unterlagen in seine Richtung. Das heißt, dass er unsere Zahlen vortragen wird. Da ich die kenne, kann ich mich wieder meinen Schuhspitzen zuwenden und versuchen mich zu erinnern, wie oft, wann und wo ich Claire getroffen habe und welchen Eindruck ich von ihr eigentlich hatte.

Es waren nicht mehr als drei Mal. Es wurden nicht mehr draus, obwohl ich das Gefühl hatte, dass ich sie gut kannte und sie mir nahe war. Nicht nur, weil sie mit Gunther verheiratet war, sondern weil ich sie als selbstständige Person in Erinnerung habe. Claire ist Künstlerin und hat ein reiches Werk geschaffen, das zwar nicht mir ganz auf der Höhe der Zeit ist, von dem sie aber anscheinend gut leben konnte und es hoffentlich immer noch tut. Sie ist gewöhnt im Mittelpunkt zu stehen, tut dies aber nicht aus Anspruch sondern weil es ihre Natur ist. Sie hat eine natürliche aus dem Herzen kommende Autorität und eine sonnige Aura. Das war mein Eindruck als er sie zum ersten Mal sah. Gunther hatte mich gebeten, als sein Trauzeuge teilzunehmen. Ich konnte nicht ablehnen. Er wirkte damals schon etwas gehetzt, so als ob er fürchtet nicht mehr genug Zeit zu haben, das zu verwirklichen, was er sich wohl vorgenommen hat: Mit Claire nach Afrika zu gehen und dort mit ihr ein gemeinsames Leben aufzubauen. Jedenfalls redete Gunther davon, aber auch davon, dass das in unserem Alter auch heißt, zusammen alt zu werden und sich gegenseitig zu unterstützen.

Claire machte bei diesem Treffen nicht den Eindruck, als ob sie über das Alter nachdenkt. Sie wirkte eher wie eine der Frauen, die für immer jung bleiben. Sie hatte trotz ihrer sechzig Jahre eine starke erotische Ausstrahlung, was bei Gunthers Frauen allerdings die Regel war. Ich habe nicht nur mich, sondern auch ihn gelegentlich gefragt, was Frauen an ihm eigentlich attraktiv finden. Er hat vieles, was in den meisten Bekanntschaftsanzeigen nicht gewünscht wird: Bart, Bauch, lange Haare, raucht und trinkt. Er kann ebenso charmant sein wie eklig. Aber das schlimmste an Gunther ist seine Egomane. Vielleicht versteht er sich deshalb mit Claire, dachte ich, als ich zugleich bemerkte, dass die Kollegen zu mir blickten.

Noch gedankenverloren blickte ich Richtung Frettchen. Der trug wie üblich eines dieser Hemden, deren Kragenweite vor Jahren wohl passte. Seitdem hat Frettchen deutlich zugelegt. Der Kragen geht nicht mehr zu, die schräge Krawatte hält mühselig zusammen, was noch zusammenzuhalten war. Der kurze Hals quillt, fettgeworden heraus und geht übergangslos in die dicken Backen. Mittendrin sitzt ein breiter Mund mit dicken Sabberlippen, die sich kräuseln: „Haben sie gehört Herr Huck? Ich fragte nach dem Beitrag ihres Referats zur Reihe aktuelle Dokumentation. Wie ist der Stand?“ Thomas gegenüber hob abwehrend die Hände, was soviel heißen sollte wie: ‚Er will mit dir reden!‘ „Von welcher aktuellen Dokumentation sprechen Sie?“ fragte ich zurück. „Nun gut - sie waren abwesend. Herr Esterhagen können sie das übernehmen? Oder besser, ich komme nach der Mittagspause in ihr Büro.“ Frettchen ließ offen, ob er meine Anwesenheit wünschte. Soll er sich doch erst mit Esterhagen besprechen. Es drängte mich aus dem Haus, denn Frettchen hatte die Sitzungszeit wieder mal gnadenlos überzogen. Ich musste noch ins Büro, Unterlagen ablegen, Schlüsselkarte und andere Utensilien einstecken.

Vom Haupteingang des Instituts bis zu den Umlandpassagen zu Alfredo, einem Ristorante direkt neben dem Eingang Umlandstrasse, sind es nur wenige Minuten. Ich hatte vergessen zu buchen. Die Tische in allen Räumen sind dicht besetzt. Alfredo kommt auf mich zu, hebt bedauernd die Arme um dann mit einem breiten Grinsen seine Hände zu reiben: „Tutto

occupado amici!“ „Alfredo, ich bin mit einer blonden Dame meines Alters verabredet. Bella figura, dove?“ „Ach die gehört zu Dir!“ „Komm mit!“ sagte Alfredo und führte mich am Arm in einen durch drei Säulen abgegrenzten Raum für Raucher. Claire raucht nicht, ich rauche nicht. Ich hatte nur eine knappe Stunde Zeit. Also, was soll's dachte ich, Hauptsache sie ist hier! Da saß Claire, blond und frisch geföhnt und eine brennende Zigarette in der linken Hand. „Kennen sie diesen Herrn?“ wandte sich Alfredo an Claire. „Aber sicher!“ antwortete Claire, stand auf, beugte sich zu mir in der Erwartung der Begrüßungsküsschen.

Claire hatte schon ein Campari Tonic vor sich stehen, also bestellte ich bei Alfredo dasselbe. Nachdem ich mich gesetzt hatte, sahen wir uns nur kurz an. Dann senkte Claire den Blick und begann zu schluchzen und dabei die Zigarette mit einer wilden Bewegung auszudrücken. Von der Wimperntusche schwarz gefärbte Tränen hinterließen ihre Spuren auf ihrem Make up. „Entschuldige Bernhard! Ich bin so traurig, aber ich muss es Dir sagen und ich muss Dir auch seinen Brief geben.“ Sie wischte sich mit der Serviette die Tränen ab und begann in ihrer überdimensionierten Handtasche zu kramen. Schließlich hatte sie ein Kuvert gefunden, holte es heraus und während sie es in ihrer Hand hielt, fuhr sie fort: „Ich habe den Brief geöffnet, obwohl er an Dich gerichtet ist, aber ich musste es tun. Ich weiß, dass Du nicht weißt, dass er seit zwei Wochen tot ist. Aber jetzt weißt Du es! Und es war furchtbar und ich bin so traurig.“ Damit begann sie wieder zu weinen, so dass ich mich neben sie setzte, um sie zu trösten. Aber sie wies meinen Trost zurück, forderte mich auf, mir die Speisekarte anzusehen und ihr etwas zu empfehlen, ich wäre ja wohl öfter hier.

Obwohl mir jeder Appetit vergangen war, zog ich meine Brille heraus und beugte mich über die Speisekarte, die ich ohnehin gut kannte. Gunther tot! Ich konnte es nicht fassen. Piccata Lombarda oder Spaghetti Puttanesca. Was würde er jetzt essen wollen? Carpaccio mit Feldsalat und einen Gavi dazu? Gunther, ausgerechnet Gunther, mit dem er ab nächstem Jahr die Rente genießen und auf dem satten Grün der Golfplätze an der Garden Route Golf spielen wollte. Claire hatte sich inzwischen gefasst. „Bestell mir Carpaccio und ein Glas Gavi. Ich geh mich inzwischen frisch machen.“ Sie stand auf und ging quer durch den Raum ans andere Ende. Es machte trotz allem Vergnügen ihr nachzusehen. Aber jetzt? Sie wird kaum allein in Südafrika bleiben. Jetzt erinnerte ich mich an das Telefonat, das ja denn wohl auch unser letztes war. Er hatte damals angedeutet, dass es Claire in der Kleinstadt, in der sie wohl lebten nicht so gut ginge. Nicht nur wegen der Sprache, sondern auch weil es nach Kapstadt und erst recht nach Johannesburg so weit ist. Außerdem käme sie wohl auch mit der Hitze nicht so gut zurecht.

Ich bestellte zwei Carpaccio und zwei Glas Gavi und wenig später kam Claire zurück. Quer durch den Raum mit diesem einmaligen Gang, den ein eng anliegendes wadenlanges Kleid unterstreicht. Ein kornblumenblaues Leinenkleid ohne Ärmel. Perlohringe mit goldener Fassung, Perlenhalsband, goldener Ehering. Sie setzte sich, strich unter dem Tisch den Rock zurecht und legte die mit schwarze Tränenspuren gesprenkelte Serviette darüber. Sie sah mich an. Ihre dunklen Augen waren undurchdringlich, ihr Lidschlag regelmäßig. „Er ist überfahren worden. Nachts. Auf der Route 62. Von einem Lastwagen. Er wurde erst am nächsten Morgen gefunden. Auf der Böschung, verborgen hinter einer Leitplanke. Dann ging alles ganz schnell. Autopsie, Einäscherung und dann haben wir seine Asche ins Meer gestreut...und seitdem...“ sie begann wieder zu schluchzen, „seitdem bin ich so traurig.“ „Aber Claire, das ist doch auch traurig. Das ist doch endlos traurig. Ich fühle mit Dir und es schmerzt mich. Aber Gunther wird nie weg sein, nur weil er nicht mehr da ist.“ „Aber das ist es doch. Er ist nicht mehr da. Und was mach ich jetzt? Wieder von vorne anfangen? Dort alles abbauen und hier wieder aufbauen und das ganz allein, gerade jetzt!“



„Was hast Du vor?“ „Ich weiß es nicht. Ich fahre erst mal nach München zu meiner Tochter. Sie ist schwanger und braucht meine Hilfe.“ „Wie? Sonja ist schwanger?“ „Das kannst Du nicht wissen. Gunther hat sich so gefreut. Und jetzt das, gerade jetzt!“

„Aber gerade jetzt ist das doch eine frohe Botschaft. Ach, Claire, können wir uns heute Abend nicht etwas länger sehen?“ „Das geht nicht, ich fliege um acht von Tegel zurück.“ „Wir könnten uns dort im Papillon treffen. Ich kann Dich hinbringen.“ „Danke Bernhard! Heinz bringt mich hin. Aber bitte lies doch jetzt den Brief!“ Sie reichte mir den Umschlag. Er war in Gunthers Handschrift an mich adressiert und von Claire bereits geöffnet, das heißt übelst aufgerissen. Da wir aber noch auf das Carpaccio warteten, legte ich den Brief beiseite. „Ich werde ihn im Büro lesen, Claire.“ „Aber bitte antworte so schnell wie möglich. Es ist wichtig. Das Haus steht zur Zeit leer.“ „Wo ist der Zusammenhang?“ „Bitte, Bernhard, frag nicht weiter. Lies den Brief und ruf mich morgen abends in München an. Versprich mir das. Bitte!“ Sie kramte in ihrer Handtasche, fand ein Päckchen rote Dunhill, holte eine raus und entzündete sie mit einem flachen Dunhillfeuerzeug, wie Gunther es zu benutzen pflegte. „Du rauchst seine Zigarettenmarke und benutzt sein Feuerzeug?“, fragte ich „Ich rauche nur hin und wieder und auch nicht wirklich. Ich paffe nur ohne zu inhalieren. Aber der Geruch dieser Zigaretten gibt mir das Gefühl von Gunthers Anwesenheit. Ich rauche nicht viel, aber es hilft mir meine Tränen zu kontrollieren.“ Sie sah auf ihre glühende Zigarette und den sich daraus kringelnden Rauch, als ob sie Gunthers Gesicht darin sehen könnte und drückte die zur Hälfte gerauchte Zigarette abrupt und wenig geschickt im Aschenbecher aus. Wenig später stand das Carpaccio vor uns. Der Kellner nahm den stinkenden Aschenbecher mit und wünschte „Molto gusto!“

Wir wünschten uns guten Appetit und obgleich mir der Appetit vergangen war, begann ich zu essen. Das Gemisch aus Balsamico, Olivenöl, Parmesan, Basilikum und rohem Fleisch begann den undurchdringlichen Nebel zu vertreiben, den ich seit der Nachricht von Gunthers Tod in mir erblickte. Ich sah auf die Uhr. Claire folgte meinem Blick. „Bernhard, Du hast es noch nicht versprochen.“ „Ich werde den Brief lesen. Versprochen!“ „Versprich mir mich morgen Abend anzurufen.“

Ich versprach es. Ich wollte und konnte auch keine weiteren Fragen mehr stellen. Zudem lief die Zeit davon. Wir beendeten unser Mal hastig, ich rief nach der Rechnung und wenig später verabschiedeten wir uns mit Umarmungen und Küsschen und ich blickte ihr nach wie sie in die Umlandpassage hineinging mit dieser überdimensionierten Handtasche über der Schulter. Sie drehte sich noch mal kurz um, winkte und verschwand in Richtung Kurfürstendamm. Ich hatte sie gar nicht gefragt, was sie in Berlin eigentlich tut, außer ihn zu besuchen. Aber da war ja Heinz, ihr alter Freund. Der Brief knisterte in meiner Jackettasche. Was will Gunther von mir, rumorte es in mir, während ich die Umlandstraße zurück zum Institut eilte. Ich machte mir einen heißen Kaffee und zog mich in mein Büro zurück, um Gunthers Brief herauszuholen. Er war nicht sehr lang, auf dem Computer geschrieben und trug das Datum

3. Oktober 2005.

Lieber Bernhard,

Du weißt ich habe nicht viele Freunde und nur einen, der Dein Talent hat. Ich habe in den letzten Wochen darüber nachgedacht, was eigentlich passiert, wenn mir was passiert. Es muss kein Herzinfarkt sein, da steht es inzwischen besser um mich, aber es kann ja alles Mögliche passieren: Ein dummer Unfall, ein blöder Sturz vom Rad, ein Schlangenbiss.

Haus- und Vermögensangelegenheiten zwischen Claire, mir und Salomon sind durch deutsches Recht geklärt. In Südafrika ist alles durch einen Last Will geregelt. Bleibt noch mein Werk. Ich glaube Du bist der einzige, der überhaupt eine Vorstellung davon haben kann, was ich die letzten Jahre getrieben habe. Ich weiß, dass ich Dich die letzten Jahre vernachlässigt habe. Das lag nicht nur an der Distanz, sondern auch daran, dass mich die hiesige Existenz voll absorbiert hat.

Du wirst das alles verstehen, wenn Du Dich meiner letzten Bitte nicht verschließt. Bitte verwalte meinen künstlerischen Nachlass und erstelle ein Werksverzeichnis, so dass es auf eine oder mehrere DVD's passt. Ich weiß, dass Du das kannst und das Dir das vielleicht ein bisschen Spaß machen wird. Damit Dir keine Kosten entstehen habe ich Projektmittel in Höhe von Euro 15.000 bereit gestellt. Du kannst das Werkverzeichnis in Berlin oder in unserem Haus in Südafrika erstellen. Du wirst dort alles an Soft- und Hardware finden, was Du benötigst. Ein großer Teil ist bereits auf Festplatte. In der Loft stehen noch meine Dokumente, Tagebücher und Fotobände. Das müsste noch integriert werden. Den Aufenthalt dort musst Du mit Claire besprechen. Ich denke es würde Dir gut tun, mal ein paar Monate hier zu verbringen. Du hast dann auch einen besseren Zugang zu meinem Werk.

Wenn mir etwas zustößt, wird Claire Dir diesen Brief übergeben. Sollte uns beiden etwas zustoßen, wird meine Bank Dir diesen Brief zusenden. Wie auch immer er zu Dir gelangt, bitte, erfüll mir meine Bitte!

Lebe wohl, ich bin mit Dir  
Dein Gunther'

Ich glaub es nicht! Empörung durchfuhr mich. Was mutet Gunther mir dazu? Einen solchen Freundschaftsdienst posthum? Archivieren, Indexieren, Datenbanken aufbauen und Informationen gewinnen ist mein Brotberuf, aber nicht meine Freizeitbeschäftigung. Nun gut, in wenigen Monaten beginnt meine Rente und ich habe noch jede Menge Urlaub. Aber soll ich den in Südafrika verbringen, jetzt wo Gunther nicht mehr dort ist? Allein mit dem toten Gunther in irgendeinem Kaff sitzen nur mit seinem Nachlass beschäftigt und fünfundvierzig Jahren Freundschaft auf dem Buckel?

Wilde Gedanken durchtobten mich. Ich musste raus. Ich ging zu Thomas, der eben Frettchen verabschiedet hatte. Er grinste. „Na, Alter. Ist ja wieder alles im Lot. Relax!“ „Thomas hör auf!“, fauchte ich zurück. „Mir geht's nicht gut, ich geh nach Haus und leg mich ins Bett!“ „In's Bett? Du Armer! Mach dir keine Sorge, ich kümmere mich um alles. Die halbe Forschungsgruppe ist eh außer Haus. Kurier dich aus!“ „Danke, Thomas!“ , sagte ich, drückte seine Hand, versuchte den Ausdruck seiner Augen durch seine fettige Brille zu vergessen, ging zurück in mein Büro, packte ein, was ich für wichtig hielt, schob die Schlüsselkarte in den Zeitabnehmer und verließ das Gebäude durch den Seitenausgang.

Es war heller Nachmittag und die Sonne sorgte für frühlingshafte Wärme. Ich ging in die Grünanlage am Ludwigskirchplatz und setzte mich auf eine Bank an die Sonne. Das tat gut, beruhigte mich und ich konnte wieder klarer denken. An Gunther, an wen sonst. An unsere erste Bekanntschaft am Gymnasium in München, an die Jahre an der Uni und die lange Zeit, in der wir am selben Institut verbrachten uns beruflich mauserten, unsere Frauen heirateten, unsere Kinder großzogen und unseren Hobbys frönten. Es erfüllte mich mit Trauer, einer

plötzlichen rasenden tiefen Trauer über die verlorene Zeit, das verlorene Leben, den begrenzten Horizont des Alters. Ich kämpfte gleichzeitig mit aufsteigenden Tränen und einer bleiernem Müdigkeit, die mich lähmte. So saß ich eine Weile wie erstarrt an der Sonne, als aus dem American Pub an der Ecke, das wohl eben öffnete, ein Bob Dylan Song herüberwehte. Der von der Antwort, die der Wind über die Gräber weht. Gunther hat ihn damals oft gesungen oder gepfiffen und war ganz weg von diesem Song, vor allem als Marlene Dietrich ihn auf Deutsch gesungen hat und sich die Alten empörten über 'diese Amischickse'.

Wir hatten zusammen an manchem Grab gestanden. Er konnte starr vor Trauer sein, unfähig zu sprechen. Wenn er es trotzdem versuchte brach er meist nach wenigen Worten unter Tränen ab. Nun ist seine Asche bereits im Indischen Ozean, es gibt keine Beerdigung und kein Grab. Ich fragte gar nicht, warum Claire mich nicht angerufen hatte. Ich war froh, dass sie es nicht getan hat. Ich hätte sicher versucht zur Beisetzung nach Südafrika zu kommen. Aber dann hätte ich den Brief dort erhalten.

Ich erwachte aus meinem Trauerkoma. Meine Bank lag im Schatten. Mich fröstelte. Ich ging hinüber ins American Pub, setzte mich an die Bar und bestellte Gunther zu Ehren einen Whisky Sour aus Wild Turkey. Das mit Bob Dylan war wohl ein Versehen. Sie spielten jetzt unverdrossen Country Music, aber der Whisky tat seine Wirkung. Ich war ja nicht in diese tiefe Trauer geraten, weil sich meine Träume vom Golfspielen mit Gunther auflösten, sondern weil mit ihm ein weiterer Freund verschwunden war, der mit ihm im „Domicile“, der „Lila Eule“, im „Picnic“ oder im „Tabarin“ war oder was man erfährt, wenn man LSD nimmt. Ein Freund mit dem man über Menschen und Gestalten aus der Kunst, Literatur und Musik sprechen konnte, wie mit wenigen anderen. Wir teilten viele Erinnerungen, auch wenn wir uns aus meiner Sicht trotz allem persönlich immer fern blieben. Gunther hat das vielleicht anders empfunden, aber ich konnte ihn öfter einfach nicht ertragen. Doch selbst das vermisste ich jetzt: Gunther nicht mehr zu ertragen.

Die große Johnny Walker Uhr über der Bar rückte langsam auf fünf Uhr vor und der Platz am Tresen wurde langsam knapp. Happy Hour bis sieben Uhr! Alle Long Drinks für sechs Euro! Durch den Tabakqualm schnupperte ich den Duft meiner Nachbarin. Paloma Picasso muss das sein, dachte ich und versuchte sie besser ins Blickfeld zu bekommen. Eine fesche, knackige, grünäugige Mieze Mitte Dreißig. Enge Hosen, straffer Rollpulli, lange Haare. Unsere Blicke kreuzten sich kurz und ich wusste, dass sie wartete. Nicht auf mich. Sie erinnerte mich an Melanie. Ein Kribbeln lief über meinen Rücken, als ich an Melanie dachte und fast gleichzeitig fiel mir Sylvie ein. Vielleicht wäre es besser ich erzählte ihr erst mal nichts von dem Brief. Die Nachricht von Gunthers Tod ist schon schwierig genug zu übermitteln. Vielleicht sollte ich Claire bitten, das zu übernehmen. Also, erst Claire anrufen und später Sylvie. Die grünäugige leckte an ihrem Glas. Das war Whiskey Sour. Wollte sie mich anmachen? Aber nein, sie verhielt sich einfach völlig natürlich. Sehr apart. Wie wird Claire auf den Brief reagieren? Nicht auf den Inhalt, sondern auf die Tatsache, dass Gunther mich zum Nachlassverwalter seines Werks bestellt hat?

Sylvie schätzte Gunther wegen seiner analytischen Fähigkeiten bei gleichzeitiger Versessenheit für Details. Das entsprach ihrem intellektuellen Temperament. Sie liebte seine Eloquenz und hasste zugleich seine Arroganz. Ansonsten hielt sie ihn für einen Bayern, dem es an Feinheit fehlt. Die Art wie er lebte, sich einrichtete, seine ganze dionysische Lebenshaltung war ihr zuwider. Wenn er aber von seinen Reisen zurückkam und uns mit einem Haufen von Informationen und Bildern überschüttete, wenn er ganz begeistert und detailversessen war, dann liebte sie ihn. Ich freute mich dann für Sylvie, Gunther und mich,

dass wir uns alle drei endlich mal verstanden. Aber das war leider eher die Ausnahme. Meist konnte sie seine Filme nicht ertragen und ging nach kurzer Zeit in ihr Arbeitszimmer. Ich denke, sie wird nicht begeistert von Gunters letzter Bitte sein.

Der Whiskey war alle. Der Barkeeper hat Knöpfe gedrückt, Projektoren in Gang gesetzt, Fußball wird gespielt, Louis Armstrong singt dazu die Hymne des Pub's „What a beautiful day“. Die Grünäugige legt ihren Arm um die Schulter eines zwei Meter Mannes in Oliver's Outfit. Ich zahle, gehe an die würzige Frühlingsluft, steuere an der Kirche und den dicht besetzten und bunt erleuchteten Tischen von Weyers Restaurant vorbei, um meinen Bus an der Uhlandstraße zu kriegen. Der türkische Gemüsestand an der Ecke hat prachtvollen Beelitzer Spargel im Angebot. Ich deck mich ein, der Bus kommt, einsteigen und ab. Neunmal bing, bing, fauchende Türhydraulik und die Ansage der Haltestellen vom Tonband: Hohenzollernplatz, Güntzelstrasse, Berliner Straße (umsteigen zur U7), Brabanterplatz, Heidelberger Platz (umsteigen zur S-Bahn), dann die Mecklenburger Straße entlang zur Breiten Straße.

Dort wohnte ich, seit unser Institut nach Berlin verlagert wurde. Ein Komplex von vier modernen Wohnbauten mit Terrassen und großen Glasfronten, umgeben von hohen alten Laubbäumen. Appartement 203 in Gebäude B war damals meine Adresse. Die Straßenlaternen in der Breiten Straße brannten bereits, als ich ankam. Die letzten zwanzig Minuten im Bus hatte ich an Gunther gedacht oder besser an mein Leben mit Gunther. Ich begann ihn zu vermissen. Wir hatten uns seit dem Umzug nach Berlin aus den Augen verloren. Er hatte sich entschieden in München zu bleiben und ich hatte immer gerätselt, was der eigentliche Grund dafür war. Vielleicht hatte er gehofft, dass Lynn zu ihm zurückkehrt, obwohl er wissen musste, dass das nicht passieren wird. Ich habe damals nicht verstanden, warum er seine (angeblich) pflegebedürftige Mutter vorschiebt, um der sogenannten Folgepflicht zu entgehen und in dieser merkwürdigen Landhausloft in einem Kaff bei Egling im südlichen Isartal zu leben.

Wir haben uns im Mai 2001 noch einmal kurz in Berlin gesehen und auch eine feuchtfröhliche Nacht zusammen erlebt. Er war kurz vorher in Südafrika und schien irgendwie entschlossen, seinen Haushalt in München aufzulösen und ganz „umzusiedeln“, wie er es nannte. Ich habe ihn damals gefragt, was seine pflegebedürftige Mutter davon hält und er hatte nur gelacht und gemeint, dass sie nun so pflegebedürftig auch nicht sei und außerdem hätte sie ja noch Horst, seinen Stiefvater und zudem lebten auch drei der sechs Brüder im Umkreis. Also hatte Gunther die Geschichte nicht ganz erfunden, aber geschickt genutzt, um sich auszuklinken und dabei noch abzukassieren. In diesen Dingen war auf ihn meist Verlass: Seine Großzügigkeit und seinen Riecher für gute Geschäfte.

Meine Wohnung in der Breiten Straße wirkte, wie meist seit ich vor nun sechs Jahren hier lebe, wie unbewohnt. Wie ein Ferienappartement in einem beliebigen Ort am Mittelmeer. Das war es was ich an ihr liebte. Diese Anonymität. Ich habe nicht einmal versucht die Bilder an den Wänden auszutauschen. Wenn mich der von Christo verpackte Reichstag stört, häng ich einfach ein buntes thailändisches Tuch darüber. Es sind nur noch ein paar Monate und dann gehen auch die Tage in Berlin ihrem Ende entgegen. Warum sollte ich noch etwas ändern, was mich sechs Jahre nicht gestört hat? Sylvie war selten hier. Selbst wenn sie in Berlin war, übernachtete sie öfter bei Freundinnen

Bisher habe ich noch nicht darüber nachgedacht, was ich eigentlich mache, wenn ich nächstes Jahr im November hier fertig bin und wieder ständig zusammen mit Sylvie in München lebe. Ich bin froh, wenn die wöchentliche Hin- und Herfliegerei ein Ende hat. Eigentlich wollte ich



dann erst mal zu Gunther und Claire nach Südafrika. Mit oder ohne Sylvie. Das hatte ich mir für November vorgenommen. Aber jetzt ist Ende März 2006 und ich bin noch ganztags am Institut beschäftigt. Andererseits hätte ich noch sechs Wochen Urlaub, die sich mit Brücken- und Gleittagen auf ganze acht Wochen strecken lassen. Mit Sylvie hatte ich verabredet ein paar Wochen im Mai mit ihr in ihrem geliebten Südfrankreich zu verbringen, um nach einem Chalet im Hinterland Ausschau zu halten. Ehrlich gesagt will ich nicht ins Hinterland, aber es ist Sylvies Traum vom Glück, ihren Lebensabend mit mir in der Provence zu verbringen. Sie liebt das Land, die Sprache, Kultur, das savoir vivre a la francaise. Das teile ich mit ihr. Aber das mit dem Hinterland ist ein Traum aus den achtziger Jahren. Jetzt eine vergammelte Bauernhütte im Hinterland umbauen? Dazu fühlte ich mich inzwischen eigentlich zu alt. Ich hatte mich an den Komfort der ersten Welt und ihrer Städte gewöhnt. Ausland konnte ich mir kaufen, wir nennen das dann Urlaub oder Studienreise. Dazu waren wir beide zu müde. Denn zwischen den Urlaubsreisen gab es ja noch Dienst- und Geschäftsreisen, so dass wir uns manchmal über Monate nur gelegentlich sahen. Jetzt noch mit Sylvie ins Hinterland ziehen, um zu gärtnern, Schafe zu halten und mit den Hunden im Maquis spazieren zu gehen? Ich glaube, das ist keine gute Idee mehr.

Es ist fast vierzehn Jahre her, dass ich in Südafrika war. Diese Reise hatte ich Gunther zu verdanken, der mich damals in sein Projekt „Entwicklung und Zusammenarbeit im südlichen Afrika“ einbezog. Frettchen sah das gar nicht gern. Er beschwor uns zwar ständig, dass wir eng mit der Forschung zusammenarbeiten sollten, hatte aber natürlich ganz andere Vorstellungen von Kooperation. „Nicht zu Lasten meiner Abteilung!“ Gunther hat sich schließlich durchgesetzt und so bin ich schließlich mitgeflogen, um in einer fact finding mission herauszufinden, wie das neue Südafrika nach den Wahlen seine Verteidigung und Streitkräfte organisieren und finanzieren wird.

Gunther und ich landeten in einem Team von insgesamt sechs Leuten nach einem fröhlichen Nachtflug morgens in Johannesburg. In den folgenden drei Tagen übernachteten wir im Carlton Hotel in einem vom Haupthaus abgeteilten Sicherheitsbereich. Von dort aus reisten wir, begleitet von den Militärattaches der deutschen Botschaft nach Midrand, dann weiter zum Glaspalast des Verteidigungsministeriums, in dem praktischer Weise auch Armscor, die staatliche Beschaffungsbehörde, und die eben ausgelagerte neue Rüstungsfirma Denel untergebracht sind. Viel Neues bekamen wir aus meiner Sicht nicht zu hören, aber es tat gut, einmal zu sehen, wie die Dinge in der Wirklichkeit aussehen. Am zweiten Tag waren Gunther und einer aus dem Team alleine unterwegs. Ich hatte Zeit Unterlagen durchzuarbeiten und mich am und im Pool auf dem Dach des Carlton zu entspannen. Am Abend folgte dann eine Einladung in die deutsche Botschaft und am Abend reisten die vier anderen Mitglieder des Teams zurück. Gunther hatte mich eingeladen noch eine Woche dran zu hängen und ihn von Johannesburg ans Meer nach Hermanus, nicht weit von Kapstadt und von dort zu alten Freunden nahe Stellenbosch zu begleiten.

Es war eine wundervolle und großartige Reise, auf der wir viel Zeit hatten uns auszutauschen. Die bisherigen Reiseergebnisse kommentierte Gunther nur kurz. Er meinte Südafrika würde kaufen. Auch deutsche Waffen. Alle seien wohl der Meinung, dass die Streitkräfte unabhängig von den anstehenden Wahlen und ihren Ereignissen modernisiert werden müssten. Südafrikas regionale Rolle sei zu bedeutsam, seine Küstenlinien lang und die zu überwachenden Gebiete immens. Da mir die südafrikanischen Haushaltszahlen geläufig waren, fragte ich ihn wie sie das alles finanzieren wollen. Er meinte, es sei ein reiches Land und erwarte, dass es das auch bleiben werde. Und so teuer seien deutsche U-Boote nun auch wieder nicht. Sie bräuchten ja keine U-Boot Flotte, sondern nur drei oder fünf Boote!

Als wir darüber sprachen, fuhren wir schon südlich von Johannesburg auf der Autobahn Richtung Bloomfontein an der endlosen Silhouette von Soweto vorbei. Eine Millionen neue Häuser, Jobs für alle, Wasser und Strom für alle mit U-Booten und Jagdflugzeugen? Was sagt der ANC dazu? Der sei gespalten, aber wird wohl einschwenken, wenn die Integration der ehemaligen Guerillakämpfer des MK zu akzeptablen Konditionen abläuft, meinte Gunther der die Entwicklung insgesamt optimistisch einschätzte. Das hat mich damals sehr beschäftigt, denn mein Bild von Südafrika triefte förmlich von Blut und es hat sich durch meinen Aufenthalt nicht verbessert. Allein die tägliche Lektüre der Morgenzeitungen, in Johannesburg war es der Star, später meist die Cape Times, widersprach dem sonnigen Landschaftsbild, das in den Fenstern unseres Wagens vorbeizog. Es gab anscheinend so viele Fälle von Raub Vergewaltigung und Mord in dem Land, dass sie nur noch summarisch aufgelistet werden konnten. Es schien mir, als ob die Gewalt, die Rian Malan in seinem Buch „My Traitor’s Heart“ beschreibt, sich jetzt nur in andere Richtungen wendet. Gunther hat mir den Band letzten Sommer geschenkt. Ich habe lange gebraucht es zu lesen und noch länger um die Parabel des schwarzen Amokläufers Simon zu verstehen und bin mir auch nicht sicher, ob ich sie je verstehen werde.

Nach einigen hundert Kilometern auf dem Beifahrersitz, traute ich mir zu. das Steuer zu übernehmen und mich dem Linksverkehr zu stellen. Das ging nach einiger Zeit auch problemlos und war bedeutend einfacher, als mit einem rechtsgesteuerten Auto mit englischem Linksverkehr klarzukommen. Die Nationalstraße N1 ist zwar ziemlich belebt, aber Gunther hatte einen BMW angemietet und es war ein Vergnügen den zu steuern. Die Hitze flimmerte über der wüstenartigen Landschaft, die über Hunderte Kilometer wenig Abwechslung bot. Gegen Abend näherten wir uns Beaufort West und beschlossen dort zu übernachten. Am folgenden Tag schließlich erreichten wir Hermanus an der Walker Bay, wo Gunther ein Haus am Meer gebucht hatte. Ich erinnere mich gerne an diese Küstenstadt mit einem wundervollen Weg über die Felsen und einem endlosen Sandstrand. Diese makellosen Sonnenauf- und -untergänge, diese gepflegten Gärten und Straßen, dieser offensichtliche Wohlstand seiner weißen Bewohner, die sich in keiner Weise unsicher zu fühlen schienen, sprachen eher für Gunthers Optimismus und sein Vertrauen in etwas, was er Globalisierung nannte und nach seiner Ansicht auch Südafrika stärker verändern würde als da Ende der Apartheid.

Soweit ich mich erinnere, haben wir damals an der würzigen Meeresluft heftig darüber diskutiert, ob der Begriff nur ein neuer Schafspelz für den kapitalistischen Wolf ist, oder ob die globale Verbreitung von Kapitalismus und Demokratie in ihren jetzigen Formen überhaupt funktionieren kann. Je mehr ich mich an Hermanus erinnere, desto mehr vermisse ich Gunther und seine scharfe Analyse. Ich würde gerne wissen, ob und was er in den letzten Jahren geschrieben hat. Seitdem er Berlin verlassen hat, hat er nichts mehr veröffentlicht, ja mir nicht einmal etwas zugeschickt. Vielleicht sollte ich doch hinfliegen und sehen, was ich finden kann?

Ich erwachte mit einem merkwürdigen Traum: Ich ging nackt (aber das träume ich meistens, weil ich nackt schlafe) durch eine steppenartige Landschaft mit karger, niedriger Vegetation, die in Sandwüste übergeht. Dort im Sand liegt ein großer Spiegel in der flirrenden Mittagshitze. Ich wanke in Richtung des Spiegels, falle zu Boden, werde geblendet und als ich wieder erwache, beugt sich ein schwarzes Gesicht über mich und lässt Wasser aus einer Hand über meine Lippen laufen. Das Tropfen des Wassers aus der hohlen Hand und das Funkeln der dunklen Augen bereitet mir ein starkes Glücksempfinden. Darüber freute ich mich erst mal. Nach dem Kaffee änderte sich das. Warum löst ein Albtraum bei mir Glücksempfinden aus? Verdurstend in der Wüste und so mal eben noch gerettet werden? Aber dieser blendende

Spiegel könnte auch ein Versuch gewesen sein, eine Botschaft zu übermitteln, die ich noch nicht verkraften könnte. Deshalb wurde ich vielleicht ohnmächtig.

Ich bin kein Traumdeuter. Sylvie hat mich dazu gemacht. Träume, astrologische Konstellationen, Kreuzworträtsel sind ihre Steckenpferde. Natürlich auch Pflanzen, Mineralien, Feng Shui und Ayurveda. Ich bin ein eher einfacher Mensch. Ich schätze das alles, aber ich brauche es nicht. Bis auf die Träume. Es ist nicht so, dass ich sie für Schäume halte. Ganz sicher sind sie in der Psychoanalyse wichtig. Ich kann mir nur selten einen Traum merken. Außerdem stelle ich gelegentlich fest, dass ich die Wirklichkeit bereits kenne. Ich versuche aber deshalb nicht ein System daraus zu entwickeln. Ich fürchte mich auch seit langer Zeit nicht mehr vor Träumen. Irgendwie haben sich mit dem Alter auch die Alpträume gelegt. Ich träume nicht mehr so schreckliche Sachen wie Unfälle, Schusswechsel, Todesfälle, abstürzende Flugzeuge etc. Nicht mal mehr von Frettchen. Nur noch ganz selten erinnere ich mich an Frauengesichter, kann mich aber nur kurz daran erinnern. Sylvie, meint, ich würde systematisch verdrängen, deshalb wäre ich auch dem Alkohol zugeneigt. Dann kommt meist noch was von Gehirnzellen, die absterben und einer Leber, die zu Schaden sowie einem Seelenhaushalt, der aus der Balance kommt.

Ich nutzte den Vormittag, um im Internet nachzusehen, wann und zu welchen Tarifen ich Flüge nach Kapstadt kriegen kann. Mit LTU könnte ich in wenigen Tagen von München direkt nach Kapstadt fliegen. Das alles zu einem guten Preis. Ich reservierte mit Bestätigungsfrist bis Freitag abend. Bis dahin würde ich mit Sylvie gesprochen haben und könnte immer noch stornieren. Danach ging ich zum Mittagessen. Thomas schien mich vermisst zu haben. Diesmal kam er an meinen Tisch. „Guten Appetit, wünsch ich. Geht’s besser Bernhard?“ fragte er, während er Platz nahm, sein Tablett vor sich abstellte und die Teller und Schüsseln darauf auf der Suche nach seinem Besteck hin- und herrückte. Da er es nicht fand erhob er sich unter Entschuldigungen und ging zurück zur Theke, an der inzwischen eine lange Schlange Wartender stand. Genau dort, wo die Bestecke lagen, stand Frettchen in der Schlange. Ich hörte noch wie Thomas sagte „Entschuldigung, Herr Stoschek!“, seinen Arm an Frettchen vorbei in Richtung Besteckkasten streckte und Frettchen sagte, „Ach da sie schon mal hier sind, können sie nicht nach der Mittagspause bei mir vorbei kommen?“ „Ja sicher, Herr Stoschek!“ sagte Thomas, hatte endlich sein Besteck und kehrte zurück. Das brachte mich auf eine Idee. Ich sollte Thomas in meine Pläne einweihen, denn er musste mich ja vertreten und dann mit ihm zu Stoschek gehen.

Thomas redete gerne übers Essen Ebenso gerne erinnerte er sich an seine Universitätszeit in München. Also begann ich mit der Rindsroulade mit Blaukraut auf meinem Teller und brachte sie in Verbindung mit der Mensa an der Leopoldstrasse. Sozusagen ein Appell an gemeinsame heimatliche Gefühle. Thomas hatte natürlich eine andere Mensa erlebt als ich, er war fünfzehn Jahre jünger. Es funktionierte trotzdem. Wir waren in München. Er wollte wissen, was ich dort mache, wenn ich im November in Rente gehe. Ich erzählte ihm von Gunthers Tod und den Angebot, seinen Nachlass zu verwalten. Er hatte mit Gunther wenig zu tun gehabt und ihn selten erlebt. Er schätzte zwar seine umtriebige Art, fand aber seine Forschungsberichte unseriös, zu journalistisch. Der Todesnachricht begegnete er mit Bekundungen des Beileids und Bedauerns. Gunthers Angebot fand er interessant, die damit verknüpften Bedingungen weniger. Also hackte er da ein. „Wieso holst Du den Nachlass nicht nach München?“ fragte er. „Aber dazu muss ich doch erst mal wissen, welchen Umfang er hat.“ „Das kann doch seine Frau ausfindig machen.“ „Thomas! Frauen und Computer. Ich glaube, das ist keine gute Idee.“ „Du bringst mich wirklich in eine schwierige Situation. Ich wollte mit den Kindern...“ „Thomas, ich weiß, ich weiß. Bleib locker. Soviel Arbeit ist auch nicht und es sind genug Feier- und Brückentage. Bist Du halt mal zwei Wochen nicht da. Es gibt doch noch Feser und Diekmann.“ „Erklär das mal Frettchen!“ „Wollt ich gerade

vorschlagen: Lass uns nachher zusammen zu ihm gehen.“ „Er hat es sicher wieder mit der Reihe D. Sein starkes Interesse daran ist merkwürdig. Er kümmert sich doch sonst wenig darum.“ „Vielleicht muss die Tochter des Direktors eine Seminararbeit schreiben.“ „Und woher hat die den Briefkopf vom Auswärtigen Ausschuss? Hör auf Bernhard. Das Ding muss raus und das Meiste kam bisher von mir.“ „Vergiss Feser und Diekmann nicht! Thomas, bitte lass mich bei Stoschek nicht hängen.“ „Versprochen.“

Um zwei Uhr waren wir bei Stoschek. Er versuchte uns tatsächlich mit der Reihe D platt zu machen. Ich ließ ihm keine Chance. Er ist trotz allem ein sehr sozialer und rührseliger Mensch. Dass Gunther tot war, bewegte ihn. Er fand aber nach wenigen Sekunden lobende Worte über Gunthers Tätigkeit in seiner Forschungsgruppe, seine menschliche Art und so weiter. Meinen Urlaubswunsch lehnte er erst mal ab: „Aber das können sie doch im November machen!“ „Und was ist mit meinem Resturlaub plus Urlaub 2006?“ „Lassen sie ihn sich doch auszahlen!“ Frettchen eben. Frettchen wie er als Abteilungsleiter lebte und lebte seit fünfundzwanzig Jahren. „Sie wissen, dass sechzig Prozent in Steuern und Sozialbeiträge gehen.“ „Nun haben Sie sich nicht. Das erhöht ihre Rente!“ „Herr Stoschek, es ist doch nicht für mich. Ich tue es für Gunther Mack, den Sie gerade so gelobt haben.“ Das half, er gab nach. „Nur wenn Esterhagen die Vertretung voll übernimmt und nicht auch in Urlaub geht.“ „Kein Problem Herr Stoschek“, sagte Thomas endlich, „Feser und Diekmann wollen erst im Herbst Urlaub nehmen.“ Frettchen unterschrieb den Urlaubsantrag. Ich steckte ihn in einen Umschlag mit dem Kürzel der Institutsleitung im Adressfeld und legte in auf dem Weg ins Büro in der Poststelle ab.

Ich fühlte mich leichter, als ich wieder an meinem Schreibtisch saß und mich emsig daran machte aufzuräumen. Das gestaltete sich leichter als früher, weil inzwischen der überwiegende Teil der Kommunikation papierlos über das interne Netzwerk ablief. Ich brauchte nur noch Emails und Dokumente aus meinem Bereich an Thomas weiterleiten. Schwieriger war es brauchbare Literatur für die Reise zu finden. Die meisten Titel hatten Ausleihvermerke und die führten alle in eine Richtung: ins Büro von Gunthers Nachfolger von der Osten. Von der Osten ist allerdings nur eine Interimslösung. Er muss wohl noch zwei Jahre bis zur Rente überbrücken und da er in Bonn überflüssig wurde, übernahm der Gunthers wohldotierte Stelle. Natürlich kannte sich von der Osten in Südafrika aus, wie wenig andere. Ein Teil seines Clans betreibt wohl eine Farm im jetzigen Namibia, früher mal Deutsch Südwestafrika. Zur deutschen Kolonialzeit haben sich die von der Osten dort wohl angesiedelt. Wie auch immer, ich finde, von der Osten fehlt jedes Gefühl für das neue Südafrika, dessen Konturen seit der Freilassung Mandelas immer deutlicher hervortreten. Er sprach gut Afrikaans und war von diesem, wie er sagte „starken Volk“ sehr eingenommen. Er erzählte mir mal eine Geschichte, die an den Traum von heute morgen erinnert, nur dass sie sich tatsächlich ereignet hat: Van der Osten war in Südwest unterwegs, als er eine Fahrzeugpanne hatte. Er bewegte sich wohl in der Wüste und es gab wohl keinen Verkehr. Es muss sehr heiß gewesen sein und seine Wasservorräte waren wohl knapp. Jedenfalls schmorte er da wohl ein zwei Tage in einer Hitze von bis zu fünfzig Grad, bis ihn jemand fand. Der rettende Engel war ein Farmer und natürlich Afrikaner, also ein waschechter südafrikanischer Bure. Der wurde sein Lebensretter, konnte aber nicht mehr verhindern, dass von der Ostens Nieren durch die Dehydrierung langfristig geschädigt wurden. Darüber klagte er gelegentlich nach dem fünften oder sechsten Glas Wein. Ansonsten hielt sich der knorrige Kerl wacker.

Es war ein bisschen peinlich ausgerechnet ihn darum zu bitten, mir ein paar Bücher zu überlassen, die sein Fachgebiet betreffen. Er würde Fragen stellen, ich müsste ihm von Gunthers Tod berichten und es würde sicher länger dauern, dann von der Osten redete gerne über das südliche Afrika, insbesondere über die Lage der Weißen dort. Er hat lange die Idee

eines Volkstaats für die Afrikaner mit Sympathie begleitet, in den letzten Jahren allerdings verstanden, dass nur das geeinte Südafrika die Herausforderungen der Globalisierung meistern kann. Deshalb konnte ich seine oft polternde und dröhnende Art ertragen. Ich nahm den Lift und fuhr in den dritten Stock, um nachzusehen, ob er überhaupt anwesend ist. Er war. Er war auch erfreut mich zu sehen, jedenfalls bekundete er das, und fand meine Bitte gar nicht abwegig. „Es ist schön, dass sie mal wieder Interesse an meiner Region zeigen. Um welche Titel handelt es sich denn?“ „Graham Leach: The Afrikaners und von Alleister Sparks: Beyond the Miracle und Mandela von Anthony Sampson.“ „Schade, dass sie kein Afrikaans verstehen“, sagte von der Osten, „ich hätte da einiges, was diese Titel weit überragt. Aber Graham Leach ist nicht schlecht. Statt Sampson sollten sie den langen Weg zur Freiheit von Mandela selbst lesen.“ „Danke, das lese ich bereits“, erwiderte ich. Van der Osten ging an ein Regal und suchte, sich schnaubend bückend, in den unteren Fächern. Er fand sie schließlich und gab sie mir ohne weitere Fragen. Als ich mich bedankte und verabschiedete, legte er, fast zwei Meter groß, seinen Arm auf meine Schultern, blickte herab und sagte: „Es ist dort einiges besser geworden. Aber es ist immer noch ein gefährliches Leben dort. Seien sie vorsichtig, falls sie dorthin fahren.“

Was kann gefährlicher sein, als fünf Jahre lang jede dritte Woche von München nach Berlin und zurück auf der Autobahn zu fahren, tags, nachts, in heftigen Regen oder bei Schnee und Eis? Was ist gefährlicher als sich wochenlang auf schlecht geräumten und oft vereisten Gehwegen oder Straßen von Berlin oder München zu bewegen oder mit mehr als einem Promille durch das nächtliche Berlin zu steuern? Das war nach meiner Schätzung von der Ostens täglicher Minimalpegel. Aber ich hatte die Bücher und packte sie in meinen Aktenkoffer. Es war später Nachmittag, als ich mich von Thomas verabschiedete, wenig darauf das Institut verließ und mit dem Bus zur Breiten Straße fuhr. Ich stellte meinen Aktenkoffer ab und ging noch mal los um bei Reichelt eine Flasche Pinot Noir aus Stellenbosch zu kaufen. Die würde ich brauchen, wenn ich noch Claire und Sylvie anrufen wollte. Ich trinke eigentlich ungern aus Flaschen, die nicht gut gelagert wurden. Der Pinot Noir entwickelte trotzdem sein volles Aroma und da es inzwischen bereits sechs Uhr war, versuchte ich Claire in München auf ihrer Festnetznummer zu erreichen. Ihre Tochter Sonja hob ab. Sie klang irgendwie gehetzt und ich versuchte mich dafür zu entschuldigen. „Aber nein“, sagte sie darauf, „das ist jetzt seit ein paar Tagen so. Das kommt von dem Baby. Es beginnt schon zu drücken und dann habe ich diese Atembeschwerden: Ist aber nichts Ernstes. Du willst Claire sprechen und hast Glück. Ich geb sie Dir. Tschüss Bernhard!“ „Hallo Bernhard“, sagte Claire, „schön dass Du anrufst. Ich bin gespannt zu hören, ob und wie Du Dich entschieden hast. Ich habe mich inzwischen mit Sylvie getroffen. Sie findet, dass Gunthers Vermächtnis eine große Herausforderung für Dich ist. Am liebsten würde sie sofort mit Dir nach Südafrika fliegen. Aber das kann sie Dir ja selbst erzählen. Was denkst Du jetzt?“

Claire, so sachlich, so ganz ohne Tränen, dachte ich noch während ich schon antwortete: „Dann hat Sylvie Dir doch auch von unseren Plänen in der Provence erzählt.“ „Hat sie, Bernhard, hat sie. Ich kann euch ja so gut verstehen. Südafrika ist schon sehr weit weg von Europa und ich habe darunter gelitten. Wir könnten doch später zusammen in die Provence fahren. Vielleicht finde ich auch was für mich.“ „Möchtest Du zurückkommen Claire?“, fragte ich zurück. „Ja, ich denke schon. Jetzt wo Gunther nicht mehr ist, sollte ich das Haus verkaufen und das dauert seine Zeit. Wann kannst Du hinfliegen?“ Claire's direkte Frage hatte ich nicht erwartet. Ich zögerte, aber dann sagte ich ihr, dass ich am Montag fliegen könnte, um etwa zwei Monate zu bleiben. „Großartig, Bernhard! Das habe ich nicht erwartet, dass Du so schnell reagierst. Komm doch morgen mit Sylvie zum Abendessen, dann können wir weiterreden.“

Sylvie war nicht zu Hause. Sie wusste, dass ich morgen komme. Also hinterließ ich die Nachricht, dass ich mich freue, sie morgen zu umarmen. Danach fühlte ich mich leer, taub und stumm. Der Pinot und selbst Dave Brubeck konnten nicht mehr helfen. Packen, fliegen, ankommen, auspacken, wenn möglich, ein paar Tage später wieder einpacken, kontrollieren, ob auch alles da ist, Laptop samt Zubehör und externem Speicher. Trafos für jedes Gerät. Auch fürs Handy und den Rasierer. Blutdrucksenker, Cholesterinblocker, Vitamine, Cialis. Duschgel, Shampoo, Eau de Toilette, Gesichtscreme, Body Cream, Nagelknipser, Zahnstocher, Kamm, Bürste – was der moderne Mensch an Basics hat. Dazu schmutzige Hemden und Unterwäsche, obwohl ich auch hier waschen könnte.

Leer, taub, stumm und viel Zeit. Rente. Mit diesen ganzen Basics und noch ein paar zusätzlichen weiterleben und weiterreisen? Ich werde fliegen! Am 3. April 2006 MUC-CPT! Tagesflug, Fensterplatz! Blick auf die Sahara, drei Stunden. Mit Knopf im Ohr und guter Musik. Kühle Getränke und nette Bedienung elf Stunden lang. Zeit. Offline. Papertime. Etwas anderes als vierzig Minuten zwischen raschelnden Zeitungen im Beamtenbomber von München nach Berlin zu sitzen. Frauenanteil 20%, Rasierwasseranteil 120%. Paloma Picasso riech ich immer raus. Mit dem Reisefieber stellte sich gleichzeitig die Abenteuerlust ein. Irgendwie scheint sich mein ganzer Organismus auf diesen Vorgang des Fliegens, Fahrens und schneller Fortbewegung einzustellen. Man sagt, der Mensch hat kein Gefühl für Geschwindigkeit, weil er keinen speziellen Sinn dafür hat. Das mag für die Luftfahrt um den Überschallbereich gelten. Auf Land und See melden und unsere fünf Sinne zuverlässig, wie schnell wir sind. Wir brauchen nur das Fenster öffnen und den Kopf rausstrecken.

Der Schnellbus X 109 brachte mich am Freitag den 31. März 2006 zuverlässig und schnell von Bahnhof Zoo nach Tegel vor den Eingang zur Abflughalle. Mit rollendem Koffer und Aktenkoffer in schnellem Schritt durchs Rund des Terminalgebäudes zum Abschnitt B. Alles knapp geplant. Abflug zehn Uhr, Ankunft München zehn Uhr fünfzig. Nächste S-Bahn zur Innenstadt in zwanzig Minuten. Fahrtzeit etwa vierzig Minuten. Am Hauptbahnhof umsteigen in die U8, am Rotkreuzplatz raus. Die Rollen des Koffers rattern, die Rolltreppe außer Betrieb. Die dauernde Schlepperei zerrt an meine Sehnen, meine Gelenke reagieren gereizt. Etwas nach ein Uhr knartzen die Dielen des Treppenhauses in der Horemannstraße 9 unter meinen Füßen. Nur noch zwei Stockwerke, die Glocke, läuten. Koffer abstellen, durchatmen. Sylvie scheint nicht zu Hause. Ich sperre auf, rolle den Koffer rein, stell den Aktenkoffer in meinem Zimmer ab. Im Flur klebt ein gelber Zettel am Spiegel. „Küsschen Bernhard bin um vier zurück.“ Sylvie benutzt aus gesundheitlichen Gründen kein Handy. Sie hält die Strahlungsschäden für größer als Wissenschaft und Industrie behaupten. Ich respektiere das, aber es ist gelegentlich lästig.

Unsere Wohnung in der Horemannstraße ist das krasse Gegenteil, zu meinem kahlen Appartement in Berlin. Die hohe Altbauwohnung quillt über von Erinnerungen an uns, unseren Sohn, unsere Familien, unseren Urlauben, unserer Jugend und unsere Zeit. Sylvies Ölbilder nehmen viel Platz ein. Meine Aquarelle wenig. Efeu umrankt alles und weil es auf dem Balkon noch zu kalt ist, steht in der Diele ein fast drei Meter hoher Agua Pora oder Yukatan. Wir lieben unsere Tropenidylle im dritten Stock. Nachdem ich ausgepackt hatte, zog ich mich aufs Sofa im Wohnzimmer zurück, hab noch gelesen und muss eingeschlafen sein. Ich wachte auf, als ich hörte, wie ein Schlüssel ins Türschloss eingeführt wurde und letztere sich darauf sanft quietschend öffnete. Durch den Türrahmen sah ich, wie Sylvie zwei große Tengelmanntüten hereinstellte, eintrat und die Tür wieder schloss. Ich schob die Zeitung von meinem Bauch,, stand auf und ging sie umarmen. Darin waren wir uns immer sehr nahe: Der Austausch von Zärtlichkeiten braucht seine Zeit. Als wir mit Kosen, Küssen, Umarmen, aneinander drücken und gegenseitig heftigst streicheln und massieren fertig waren, stieß mich Sylvie mit einer heftigen und theatralischen Handbewegung von sich und rief: „Verräter! Du



willst nach Südafrika ausbüchsen und mich hier allein lassen. Du wirst doch nicht glauben, dass ich hier bleibe!“ „Aber Sylvie, das ist ein Missverständnis! Ich fahre doch nicht ohne Dich!“ „Bernhard, das weiß ich. Ich weiß, dass Dir das mit Gunther nahe geht. Muss es ja. Ich vermisse ihn auch, aber wir werden nicht jünger. Es wird jetzt so weitergehen. Wir sind sterblich, besonders, wenn wir über sechzig, siebzig oder achtzig und mehr Jahre sind. Ich habe darüber nachgedacht, wie es wird mit uns, ab November im nächsten Jahr. Ich weiß, wie sehr Du etwas brauchst woran Du Dich messen kannst. Ich weiß, dass ein intellektuelles Gehirn wie deines, ständig nach Beschäftigung sucht. Ich glaube, es ist gut, wenn du dich mit Gunthers Nachlass beschäftigst. Gunther muss sehr viel fotografiert haben und hundert Stunden Video produziert haben. Claire sagt, das sei großartig, wenn auch gewollt artifiziell. Aber du weißt ja wie streng sie ist. Du arbeitest doch so gern mit Bildern. Schau sie dir doch an!“

„Du meinst ich soll hinfliegen?“ „Aber sicher Bernhard! Flieg los, wann Du es einrichten kannst. Ich komme so bald wie möglich nach.“ „Ich muss drüber nachdenken.“ „Bitte tue es. Du weißt wir sind um halb Acht zum Abendessen bei Claire eingeladen.“ „Ja, ja“ sagte ich, woher weißt du, dass ich das weiß?“ „Aber Bernhard, Claire ist doch meine Freundin. Natürlich weiß ich das.“ Ich roch eine Falle. Da stimmte was nicht. Ich hatte noch keine Ahnung was. Aber dass Sylvie von Claire als ihrer Freundin sprach, überraschte mich. Duschen, rasieren, eincremen, besprühen, frisches Hemd, Socken, Unterhosen, fertig für das Abendessen bei Claire. Unter der Dusche hörte ich bereits das Dröhnen der mächtigen Triebwerke, die mich am Montag über Afrika tragen werden. Ich sehe den Schatten von weißen Wolken auf heißem Sand, violette Brüche in der Erdkruste, den großen afrikanischen Graben, die wolkenüberhangenen Regenwälder durchzuckt von mächtigen Blitzen, die kochenden Felsen der Karoo. Es ist nur ein Duschtraum, aber ein schöner. Ich denke ich war charmant und wohlgenut, als ich Sylvie zum Wagen brachte, um mit ihr zu Claire nach München Solln zu fahren.

Dort hat ihre Tochter Sonja seit Kurzem eine Wohnung in einem Haus an der Grünbauerstraße. Noch wenige alte Villen erinnern an die Gründerjahre um die Jahrhundertwende. Nach dem Krieg wurden hier, wie überall am Stadtrand, Siedlungshäuser mit erstem Stock unter einem Satteldach gebaut. Später entstanden in mehreren Schüben mehrgeschossige Wohnanlagen und Wohntürme um den alten Dorfkern. Trotzdem hat Solln den Charakter einer Gartenstadt gewahrt. In einem der Siedlungshäuser, die mit allen Mitteln moderner Architektur, zu Mehrfamilienhäusern umgebaut wurden, hat sich Sonja mit dem Erlös aus dem Verkauf der Wohnung ihrer verstorbenen Großmutter eine zwei Zimmerwohnung gekauft, damit das Kind im Grünen aufwachsen kann. Am liebsten wäre sie ganz aufs Land gezogen, aber dann wäre der Weg zu ihrer Praxis am Isartor zu weit. Gebäude wie Wohnung sind angenehm modern und strahlen helle Frische aus. Sonja war an der Sprechanlage, als ich läutete. Ich habe sie vor drei Jahren zum ersten Mal und seitdem nicht mehr gesehen. Sie hatte ihre dichte Mähne nach hinten gebunden und aus ihrem gut gebräunten Gesicht blitzten mich ihre braunen Augen an. Ich umarmte sie und bekundete ihr mein Beileid. Sie dankte und meinte dann, dass sie ja Gunther wenig gekannt hätte und ich doch mehr betroffen sei.

Sonjas Einrichtung ist funktionell und nüchtern. Viel Chrom, Glastische, große Spiegel reflektieren das Licht der Spots in der Decke. Irgendwie steril aber für Leute aus der Gesundheitsbranche nicht ungewöhnlich. Sie bat uns auf dem großen Sofa Platz zu nehmen und ging in die Küche, um Gläser bereitzustellen und Claire abzulösen, die dort das Abendessen vorbereitete. Claire erschien auch wenig später mit drei Gläsern Prosecco. Sie trug ein moosgrünes schlank geschnittenes Leinenkleid, dunkle Schuhe, die wie Ballettschuhe wirkten und ein orangefarbenes Perlenhalsband mit bunten afrikanischen

Motiven. Sie wirkte entspannter als in Berlin und wir begrüßten uns mit großer Herzlichkeit. „Wisst ihr“, sagte sie dann, „Sonja kannte Gunther wenig und sie war bisher auch noch nicht in Südafrika. Es zieht sie da auch nicht hin. Sie bevorzugt Indien und Thailand. Sie freut sich natürlich darauf, dass ich wieder hier bin. Das kann ich mir aber erst leisten, wenn das Haus dort verkauft ist. Das werde ich demnächst einleiten. Der Verkauf kann ganz schnell gehen, aber die Grundbuchumschreibung ist ein zäher Prozess. Es wäre aber in einem halben Jahr zu machen. Bernhard, wann könntest Du fahren?“ fragte sie in meine Richtung und blickte mir in die Augen. Ich begann etwas umständlich zu erklären, dass ich ohnehin meinen Resturlaub bis Ende April angetreten müsse und es ein Zeitfenster vom kommenden Montag bis Ende Mai gäbe. Das könnte ich nutzen. Sylvie warf mir einen Blick zu, der Amüsement bei gleichzeitiger Empörung bedeuten konnte. „LTU fliegt stets am Montag von München direkt nach Kapstadt. Wenn Du die Zeit voll nutzen willst, müsstest du übermorgen fliegen. Mach doch eine Internetbuchung und lass das Ticket gleich am LTU Schalter am Airport hinterlegen.“ „Aber Hoppla!“, sagte ich. „Das geht jetzt alles ein bisschen schnell.“ „Das finde ich aber auch“, schaltete sich nun Sylvie ein. „Vielleicht fliege ich ja mit.“ „Am Montag?“ „Nun nicht gerade am Montag, aber in drei Wochen.“ „Ihr könnt doch getrennt fliegen, oder habt ihr als Ehepaar Rabatt?“, fragte Claire, als Sonja aus der Küche kam und uns das Abendessen erinnerte. Der Tisch war für drei gedeckt. „Sonja wird nicht mitessen“, erklärte Claire. „Sie hat ihre eigene Diät und davon wird sie wohl niemand mehr abbringen.“ Sie rollte ein wenig mit den Augen, um zu signalisieren, wie lästig sie das gelegentlich fand. Sonja brachte eine große Schüssel Salat aus der Küche, einen vierten Set, einen Teller und Besteck, um fröhlich zu verkünden, dass sie sich entschlossen hätte den Salat mit uns zu teilen. Claire brachte dann eine dampfende Schüssel Tagliatelli und eine weitere Schüssel mit Scampi in einer scharfen Sauce. Ich goss den Gavi in die Gläser, wir prosteten uns zu und Claire, die ich nie singen gehört hatte, sang mit einer weichen Stimme als Tischgebet die ersten Zeilen von Ikelele Africa.

Sylvie wartete ab, bis ich drei oder vier Gabeln Pasta mit Scampi gegessen hatte, um auf den Flug zurückzukommen. „Kannst du am Montag wirklich losfliegen?“ „Ich könnte, wenn ich morgen früh buche.“ „Und wirst du können?“ „Wann kannst du nachkommen?“ fragte ich zurück und sah ihr in die Augen. „Bernhard“, sagte sie, „flieg du man los und ich komme in drei oder vier Wochen für den Rest deiner Zeit dort nach.“ „Und was wird aus der Provence? Mein Jahresurlaub ist dann aufgebraucht.“ „Das machen wir nächstes Jahr. Sammle Gleittage!“ Sylvie's Sinn fürs Praktische war wie immer erstaunlich. Ich entwickelte großen Appetit und die drei Frauen wandten sich einander zu. Im Mittelpunkt Sonjas Schwangerschaft, Frauenärzte, Messmethoden, Veränderungen des Körpers über die Monate. Claire erinnerte sich scheinbar gern an die Zeit als sie mit Sonja, ihrem einzigen Kind aus erster Ehe schwanger war. Sie berichtete ausführlich über das Wachstum ihrer Brüste, den Komplikationen mit der Steißlage und wie sie eben noch einen Kaiserschnitt vermeiden konnte. Sie umarmte Sonja und sagte: „Ach Kind, schlimmer als mit dir kann es kaum werden.“ Ich dachte kurz an Sonjas makellosen Mannequinkörper und stellte mir die fette Narbe eines Kaiserschnitts darauf vor. Sylvie schien meinen Gedanken förmlich zu riechen und fragte mich, wie ich einen Kaiserschnitt fände. Ich versuchte mit einem Witz zu antworten und sagte, dass es mir neu sei, dass Beckenbauer jetzt als Hebamme arbeitet. Das kam nicht gut an und ich glaube, es war kein guter Zeitpunkt, um an meine Reise nach Südafrika zu erinnern.

„Claire!“, hob ich also an, „Entschuldigt, wenn ich euch unterbreche, aber wenn ich wirklich am Montag losfahren sollte, bräuchte ich ein wenig mehr Informationen über meinen Ankunftsort.“ „Aber Bernhard, hat dir denn Gunther keine Bilder und Texte geschickt?“ „Nein, hat er nicht!“ „Das wundert mich. Er hat dich hin und wieder erwähnt und ich dachte er steht in Kontakt mit dir.“ „Nein!“, sagte ich, „seit eurer Hochzeit habe ich nur zwei oder

dreimal telefoniert.“ „Das überrascht mich!“ sagte Claire und griff nach ihrer fetten Handtasche um das Päckchen rote Dunhill rauszuholen. Sie holte eine Zigarette heraus, sagte irgendwelche Worte der Entschuldigung zu Sonja, die sich erhob, die Balkontür öffnete und begann abzuräumen. Claire trat auf den Balkon, Sylvie half Sonja und ich gesellte mich zu Claire. Sie rauchte wie eine dreizehnjährige, sog heftig an der Zigarette bis sie glühte und blies den Rauch ohne ihn zu inhalieren in die frische Märzenluft. „Weißt Du“, sagte sie, „es ist wie ein Räucherstäbchen. Der Geruch weht vergangene Zeiten herbei.“ „Woran erinnerst du dich?“ fragte ich. „An die wenigen schönen Tage mit Gunther.“ Sie paffte schweigend weiter. Ich sah auf die Straße und die dort und in den Höfen geparkten Fahrzeuge der gehobenen Klasse. „Erzähl mir von einem!“ „Die Fahrten ans Meer waren schön. Da freute er sich wie ein Kind. Aber das war selten. Weißt du Bernhard, er war ein zäher Arbeiter. Wenn er zu Hause war, saß er meist an seinem PC, drei Monitore flimmerten und ich konnte nur raten, was der tat. Wenn ich Glück hatte zeigte er mir, was er gemacht hatte. Aber das war selten. Ich habe ja auch mein eigenes Werk und manchmal kam es mir vor als würden wir uns Tage lang nicht sehen, obwohl wir unter demselben Dach wohnten und Tisch und Bett teilten. Er wirkte zunehmend gefühllos auf mich und das hat unser Leben nicht erleichtert.“ Ich schwieg. Ich wusste was für eine schwieriger und gelegentlich unerträgliches Mensch Gunther sein konnte. Bart, Bauch, lange Haare, ewiger Raucher und Alkoholiker. Was hat Claire dazu gebracht ihn zu heiraten? Sein Charme, den er trotz allem hatte? Seine große Lebenserfahrung und graumelierten Schläfen? Gunther als Raucher war nicht unbedingt ein Albtraum. Er rauchte ständig Zigaretten aus verschiedenen bunten Packungen, aber er achtete auf das was er Raucherhygiene nannte: Nicht in Anwesenheit von Nichtrauchern rauchen, es sei denn unter freiem Himmel. Keine Stummel in die Gegend werfen, Aschenbecher benutzen und ständig leeren. Das machte ihn und seinen Gestank nicht erträglicher, aber die Sache einfacher. Ich habe viel Zeit in bitterer Kälte auf diversen Balkonen und Terrassen mit ihm verbracht, obwohl ich Nichtraucher bin und mich bis auf meinen Vater an keinen Raucher in der Familie erinnern kann. Mein Vater rauchte gelegentlich eine Zigarre, was nur auf dem Balkon erlaubt war. Ich habe ihm oft Gesellschaft geleistet, wenn er sich eine dicke Sumatra anzündete und mit leichten Sauggeräuschen wortlos und genussvoll daran nuckelte. Von unserem Balkon im vierten Stock unserer Wohnung in der Riedlerstraße konnte man über das Messegelände die Türme der Frauenkirche in der Innenstadt sehen, man musste sich nur ein wenig anstrengen. Wenn mein Vater Zigarre rauchte schwieg er und ich genoss es schweigend neben ihm zu sitzen und den Rauchkringeln nachzusehen Ich bin aber deshalb nie in die Versuchung geraten Raucher zu werden, so wie ich auch kein Jurist geworden bin. Meine Schwester raucht nicht, meine Mutter raucht nicht und ich rauche nicht und würde es auch mit keiner Raucherin aushalten. Ich küsse doch keinen Aschenbecher!

Claire hatte ihre Zigarette längst ausgedrückt. Wir saßen schweigend und blickten in den Garten unter uns. Sylvie und Sonja kamen aus der Küche durch das Wohnzimmer zu uns. „Na, ihr alten Raucher, ist euch nicht kalt?“ flachste Sylvie und Sonja fand, dass es Zeit sei ins Bett zu gehen. Ich begann zu protestieren. „Also, da soll ich am Montag nach Kapstadt fliegen und jetzt schlafen gehen? Nein! Claire und ich wir müssen schon noch ein wenig miteinander reden!“ „Können wir doch und werden wir tun. Sonja, das musst du jetzt aushalten! Du musst ja nicht dabei sein.“ „Dann geh ich baden.“ „Tu das, danach sind wir fertig.“ Wir setzten und zu dritt auf das Sofa. Sylvie links und Claire rechts von. Sylvie legte ihre Hand auf meine Knie und massierte es leicht. „Barrydale ist nicht weit von Kapstadt. Etwa soweit wie Stuttgart von München.“ „Wie weit ist es von Hermanus?“, unterbrach ich sie. „Zwei Stunden vielleicht. Aber von Barrydale kannst du in anderthalb Stunden nach Witsand fahren. Es ist dort ebenso schön. Fahr doch hin. Du wirst es mögen, es ist ein wenig wie an der Atlantikküste bei Biarritz. Unser Auto steht seit zwei Wochen auf dem Deck für Langzeitparker am Flughafen Kapstadt. Du kannst es benutzen, wie es dir beliebt. Wenn du

erst ein paar Tage in Kapstadt verbringen willst.....“ „Claire hör auf, warte. Das ist ein bisschen viel. Auto, Parkdeck. Wo ist der Schlüssel?“ „Den kriegst du von mir. Hör zu: Du kommst etwa gegen Mitternacht in die Flughafenhalle. Du gehst geradeaus zum Ausgang, gehst unter dem Vordach zu den Parkautomaten. Du bezahlst dort mit zwei Karten, die ich dir gebe. Eine von der Standard Bank zum Bezahlen, PIN 30207, die andere ist um am Exit auszuchecken. Du kommst dann an eine Kreuzung und siehst gegenüber die Neonreklame vom Road Lodge Hotel. Du biegst links ab und kannst dort auf den überwachten Parkplatz im Hof einbiegen. Es ist ein low budget hotel, also erwarte nichts. Am nächsten Tag fährst du weiter über die R300 auf die N1 Richtung Barrydale.“

Ich glaube ich starrte Claire an und fand keine Worte. Ich hatte noch gar nicht an die Ankunftszeit gedacht: Mitternacht. Keine gute Zeit für eine Landpartie mit Linksverkehr. Allein das Parkdeck und die Kreuzung machten mir Angst. Sylvie rüttelte an meinem Knie: „Bernhard! Wach auf!“ Ich ächzte ein wenig, Claire lief nach einem Glas Wasser, Sylvie begann mich zu umarmen, selbst Sonja drohte fürsorglich zu werden. Also tauchte ich seufzend auf, brubbelte was von „Tschuldigung, Entschuldigung, ist wohl alles ein bisschen viel...“ und schaffte es mich aus dem Sofa zu hieven und dabei zu singen „Gavi, Gavi und kein Ende, nach der zweiten Flasche kommt die Wende“ aufzustehen und Balance zu finden. Sylvie kam an meine Seite und hakte mich unter, als ob sie mich über eine Kreuzung führen wollte. Claire erhob sich ebenfalls. Sie ging ins andere Zimmer, in dem sie und Sonja wohl beide auch schliefen und kehrte mit einem braunen Umschlag zurück. „Dein deutscher Führerschein ist in Südafrika gültig. Das Auto ist nur auf Gunther und mich versichert. Sei vorsichtig. Der Isuzu fährt sich easy, sag ich dir als Frau. Du wirst den Wagen mögen und seine CD-Anlage.“ „Isuzu? Zukijaki? Was ist das?“ „Blau und fünf Meter lang. Du wirst sehen, fährt sich easy. Alles hier drin. Guck´s dir im Flieger an. Road maps findest du im Wagen. Im Haus gibt es ein Buch zu allem, was wichtig ist: von Abfall bis Swimmingpool. Ich denke ein Globetrotter wie du kommt damit klar!“

Claire, Sylvie und ich tauschen Küsschen, Sylvie zieht an mir, wir gehen die Treppe hinab, die Haustür fällt vornehm gedämpft ins Schloss. Ich starte den Wagen, Claire verschwindet aus dem ersten Stock winkend im Rückspiegel da beginnt Sylvie bereits an meinen Ohrläppchen zu knabbern, an meinem Hals zu lecken und meine Oberschenkel zu massieren. „Bernhard, uns bleibt nicht mehr viel Zeit. Lass uns nach Hause fahren und bis Montag früh um fünf nicht mehr aus der Wohnung gehen. Ohne schon und aber. Bitte!“ Wir fahren schon über die Donnersbergerbrücke und ich reihte mich in die Abbiegespur ein. „Bien sur, ma cherie! Avec plaisir!“ Es war wie oft wenn ich aus Berlin nach München kam. Sylvie bunkerte sich mit mir ein. Meist lagen wir im Bett und hatten alles in bequemer Reichweite. Manchmal schliefen wir, wachten auf liebten uns, badeten, duschten und cremten uns ein und waren einfach nett und lieb zueinander. Warum sollte es diesmal anders sein? Stetigkeit, Berechenbarkeit, Verlässlichkeit. Keine Tugenden, aber gute Umgangsformen. Auch in der Ehe.

Ich liebe Sylvie und ich kann mir nichts vorstellen, was uns trennen könnte. Falls wir etwas gehabt haben, was man wilde Jahre nennt, so ist das länger her und war genug. In unseren Interessen und Hobbys ergänzen wir uns. Sie ist für die Sprachen und ich für die Musik zuständig. Wir sind uns vor dreizehn Jahren auf einer Konferenz im Gebäude der NATO in Brüssel begegnet. Sie arbeitete dort als Dolmetscherin. Ich war unheimlich aufgeregt. Es war mein erster Vortrag in einem dieser Räume, die ich aus den Fernsehnachrichten und von Pressebildern kannte. Der Konferenztisch war enorm groß und oval. Mikrofone, die Fahnen, Namen der Teilnehmerstaaten waren in alphabetischer Ordnung aufgereiht. Die Sitzordnung war entsprechend. Es ging eigentlich um Militärhaushalte, aber die amerikanische Delegation hatte vor Beginn der Sitzung eine Änderung der Tagesordnung erreicht. Sie wollten ihr Konzept der Weiterentwicklung der Partnership for Peace vorstellen und drängten auf eine Anpassung der Tagesordnung. Das Schnauben des französischen Botschafters war deutlich zu

vernehmen, als diese Änderung in seiner Sprache verkündet wurde. Nun waren viele eher mit der Pfp beschäftigt und weniger mit den positiven Nachrichten über die Abrüstung in Deutschland.

So wartete ich weiter in der dritten Reihe hinter dem Botschafter und der Fahne der Bundesrepublik Deutschland. Eine Kaffeepause kam auch noch dazwischen und ein nicht enden wollendes Rätseln über die Chuzpe der Amerikaner, ein solches Spiel im Hinterhof Russlands zu beginnen. Es schien sich um ein Angebot an alle Nachfolgerepubliken der UdSSR zu handeln. Das und der Kaffee steigerten nur meine Aufregung und als der Chairman endlich den deutschen Botschafter dazu aufforderte, die Position der Bundesrepublik darzustellen, bat der darum einen Experten, nämlich mich, zu Wort kommen zu lassen. Ich wurde aufgefordert, mich in seinen Stuhl zu setzen. Rechts von Germany saß die griechische Delegation, links die eines neuen unabhängigen Staates, Georgien. Das trennte uns jetzt von Frankreich. Rein alphabetisch. Seit der Nachricht von der Pfp, ließ sich der Botschafter Georgias vertreten. Ein junger schnauzbärtiger, schwarzhaariger Mann saß dort, der vergessen zu haben schien, das Yves Saint Laurent Etikett von den Ärmeln seines Jacketts zu entfernen. Er lächelte mir aufmunternd zu. Der Botschafter saß im Stuhl hinter mir und flüsterte mir zu: „Lassen sie sich Zeit. Die Dolmetscher müssen in sechs Sprachen übersetzen. Eine davon ist Deutsch. Die Dolmetscher und Übersetzer ins Deutsche bezahlen wir selbst! Schauen Sie!“ Er deutete auf die erleuchteten Glasfenster hinter denen etwas erhöht über den Köpfen der Teilnehmer am Tisch sechs Kabinen zu erkennen waren. In einer davon saß Sylvie. Sie war die Übersetzerin für English/ Francaise. Nachdem der Vorsitzende mit für fünf Minuten das Wort erteilte, wurde ich hektisch: Vier Seiten Text in fünf Minuten und das in Englisch. Das war nicht zu machen, aber ich versuchte es erst mal. In meiner Aufregung vergaß ich dass ich immer schneller wurde, bis der Botschafter mich von hinten am Ärmel zupfte. Er deutete zu den Kabinen. Ich hielt kurz ein und blickte hinüber und da stand Sylvie und machte eine kreisende Bewegung mit den Armen. Sie sah ganz entzückend dabei aus in ihrem dunkelblauen Kostüm mit der weißen Bluse und den Kopfhörer über ihrem roten wallenden Haar. Sie setzte sich wieder und unter Entschuldigungen setzte ich meinen Vortrag fort. Von nun an blickte ich in Richtung der Dolmetscherkabinen, insbesondere aber das Fenster vor dem das Schild hing: English/Francaise. Dadurch stimmte zwar das Tempo, aber ich musste einen ganzen Textblock auslassen. Die anschließende Diskussion darnach verlief kurz und glimpflich und ich war den Amerikanern dankbar, dass sie mit der Partnership for Peace den Zeitplan so unter Druck setzten.

Der Botschafter nahm wieder auf seinem Stuhl Platz und ich kehrte zurück in die dritte Reihe und versuchte abzukühlen. Die Mädels und ein Junge (Italiano) in den Kabinen gegenüber taten ihren Job. Ich hatte Zeit Sylvie zu beobachten und über Kanal drei der Kopfhörer an jedem Platz ihre Stimme zu hören. Sie war sanft und deutlich und sie verlor trotz der schrecklichen Worte in die sie gezwungen war, nichts an Anziehungskraft. Alles, was sie sagte, klang wundervoll, besonders in Französisch. Ein Arm der sich hinter dem Rücken des Georgiers in meine Richtung reckte, lenkte mich ab. Er reckte sich von der Sitzsektion der französischen Botschaft und gehörte dem Militärattache der Luftwaffe. Er überreichte ein Kuvert, das verschlossen und handschriftlich in geschwungener Handschrift an Monsieur Bernhard Huck adressiert war. Ich nahm es dankend, steckte in die Tagungsmappe mit dem fünfzackigen NATO-Emblem und folgte weiter der sanften Stimmelmelodie der Dolmetscherin. Meine Augen waren damals noch ganz gut. Ich konnte den Bewegungen ihrer Lippen folgen. Sie bewegten sich in jeder Sprache gleich reizvoll, besonders wenn sie in Französisch Worte mit au sagen musste. Bei Worten mit oi sahen sie ganz anders aus. Niemand um mich schien zu registrieren, wie entzückend sie da aussah. Bei manchen Delegationen tuschelten die

Teilnehmer untereinander, in anderen wurden sogar Zeitung gelesen. Bei manchen stand der größere Teil der Stühle leer. Besonders bei den neuen Partnerländern aus dem Osten. Ich entschloss mich das Kuvert, das mir der französische Luftwaffenattaché überreicht hatte, zu öffnen. Ich fand darin eine Einladung des noch vor kurzem schnaubenden französischen Botschafters, der seitdem ohne Kopfhörer, kleine Zettel schreibend, die er nach hinten an seine Delegationsmitglieder weiterreichte, schließlich begann einen Stapel weißer bedruckter Karten mit schwungvoll geführtem Füllfederhalter Marke Mont Blanc zu signieren. Es war eine Einladung zu einem Empfang in seiner Privatwohnung in einer Avenue du Mai, heute Abend von 19 Uhr bis 20 Uhr 30. Das alles in geschwungenen Prägelettern mit goldenen Kapitälchen gedruckt und mit diesem teuren Füllfederhalter unterschrieben. Ich fühlte mich natürlich geehrt, und versuchte zu beobachten, wer noch so ein Couvert erhalten sollte. Niemand in meiner Abteilung und die Georgier gingen auch leer aus. Er hat die anderen vielleicht schon verteilt, dachte ich und wartete, was von Seiten der deutschen Botschaft noch angeboten würde.

Zum Mittagessen hatte man in einer der Kantinen einen Bereich abgesperrt und ein ausuferndes Büffet aufgebaut. Das war alles mit viel Schlangestehen verbunden. Außerhalb des abgesperrten Bereichs erblickte ich Sylvie, den Italiener und eine weitere Dolmetscherin an einem Tisch. Der Georgier hatte sich anscheinend entschlossen die alphabetische Reihenfolge der Saatenamen in englischer Sprache weiter zu beachten. Er war jetzt an die Reihenfolge Georgia, Germany, Greece gewohnt und wich mir auch beim Schlangestehen nicht von der Seite. Irgendwie roch er nach Mottenkugeln und sollte sich die Haare schneiden, dachte ich bei mir als er mir mit triefendem Saucenbart von der Schönheit Tbilissis vorschwärmte. Er fuhr gerne Ski, das konnte ich nachvollziehen. Nach Stalin wollte ich ihn nicht fragen, also redeten wir übers Skifahren und er lud mich ein im Kaukasus Ski zu fahren. Ein Hubschrauber würde uns zu überschaubaren Preisen auf dreitausend Meter Höhe in reinstem Pulverschnee absetzen. Der Grieche nahm das mit der alphabetischen Reihenfolge auch weiterhin ernst. Er nahm am Tisch des neuen Partners Finnland Platz. Wer weiß wozu der mich eingeladen hätte.

Bald eilten alle zurück zur Nachmittagssitzung. Ich blickte gebannt auf die erleuchteten Glasscheiben hinter denen die Dolmetscher Platz nahmen. Hinter dem Schild English/Francaise nahm ein Kerl Platz, der aussah wie Belmondo nach einem Autounfall. Ein waschechter Brite mit einem unangenehmen Akzent und unattraktiven Lippenbewegungen. Ich nahm den Kopfhörer ab und nahm einen Stift in die Hand, um mich damit spielend wach zu halten. Ich bin trotzdem auf dem harten Stuhl in der dritten Reihe mehrfach weggenickt. Auch der Georgier wirkte schläfrig. Unserem Botschafter war wie üblich gar nichts anzusehen. Man könnte auch eine Figur hinsetzen, der ein Mechanismus eingebaut ist, der hin und wieder die beiden Arme dazu bewegt, den Füllfederhalter Marke Pelikan Goldblatt von der rechten Seite eines Stapels blütenweißer Blätter Schreibpapier mit der Aufschrift Botschaft der Bundesrepublik Deutschland auf dessen rechte Seite zu befördern ohne dass nur eine Spur Tinte in das Blütenweiß tropft. Es ist mir unbekannt, ob das erst so ist, seit Georgien unser Sitzungsnachbar ist oder ob es wegen des Mont Blanc schwingenden anderen Nachbarn ist. Gegen vier Uhr kam Bewegung in seine steinerne Gestalt. Er richtete sich auf und bat den Vorsitzenden, der eben die Rednerliste schliessen wollte, ums Wort und bekam es auch. Er gab eine kurze Darstellung zum Beitrag der Bundesrepublik im Rahmen der bestehenden Verträge und begrüßte mit knappen Worten die Initiative der Vereinigten Staaten. So einfach geht das, dachte ich mir, und das alles ohne Papier. Es wird eh fast alles aufgenommen, stenographiert, übersetzt und später in zwei Sprachen gedruckt. Die Konferenz endete wenig später. Wir erhoben uns. Der Botschafter legte seinen Arm um mich und äußerte Zufriedenheit. Keine besondere, so eine routinemäßige, alltägliche. „Sie werden sicher zurückfliegen. Wenn sie zum Flughafen müssen kann ich sie mitnehmen.“



„Danke für das Lob und die Mitfahrgelegenheit. Ich fliege morgen früh und möchte noch kurz in die Innenstadt. Freut mich sie kennen gelernt zu haben und Dank für die Betreuung durch die Botschaft. Ich hoffe wir begegnen uns noch öfter.“ „Sie sind stets willkommen Herr Huck. Herr Gerlach wird beim nächsten Mal an sie denken. Leben Sie wohl.“ Er eilte aus dem Saal und sein Gefolge eilte ihm nach dem Austausch vielfacher Händedrucke und freundlicher Floskeln hinterher.

Noch ein paar weitere Händedrucke mit den Mitarbeitern vom Wirtschaftsausschuss der NATO, die immer sichtbare Plastikkarte, die mich als Besucher aus Deutschland ausweist, an der Pforte abgeben, hinaustreten auf den Vorplatz und die überdachte Anfahrtszone, in der Fahrer in dunklen Limousinen auf Botschafter und Generale warten. Am großen NATO-Kreuz vorbei strebe ich zu den Wachhäuschen an der Ausfahrt, gebe einen letzten Coupon ab und setze meinen Namen in ein das Kästchen „check out“ in ein Formular, in dem auch meine morgendliche Ankunft verzeichnet ist.

Die Bushaltestelle liegt nur ein paar Meter entfernt, der Oberleitungsbus kommt wenig später. Der Gebäudekomplex der NATO liegt ziemlich weit außerhalb der City. Der Bus braucht etwa eine halbe Stunde bis zum Hauptbahnhof Centraal. Dort steig ich aus, gerate in die Fußgängertunnel und verlaufe mich in die Arkade Ravenstein. Eine Kneipe reiht sich an die andere und das hohe Gewölbe hallt vom Lärm ihrer Gäste. Ich fliehe zurück durch die schmutzige Fußgängerunterführung in die Haupthalle des Centraal, durchquere sie, gehe an einem abscheulichen Denkmal für drei Tausend gefallene Eisenbahner vorbei zum Haupteingang.

Vom Platz davor, dem Cour de l'Europe finde ich endlich zum Grand Place, an dem das Brüsseler Rathaus steht. Der Platz und die von ihm führenden kopfsteingepflasterten Straßen sind Fußgängerzone. Die Straßen sind so eng, dass die Markisen der vielen Restaurants dort in der Mitte zusammentreffen. Körbe voller Austern, Muscheln, Garnelen, Fisch und anderen Meeresfrüchten auf Eis, mit denen die Restaurants Kundschaft vor die Speiskarten locken, stehen vor den Eingängen und engen die schmalen Straßen weiter ein. Ich mache den Fehler, mich in ein Cafe zu setzen, um eine der vielen, mir wenigen bekannten belgischen speziellen Biersorten zu erkunden und bestelle ein „Geuze“ vom Fass. Es schmeckt scheußlich nach Kirscharoma. Während ich es trinke, hält ein Lieferwagen vor der Tür des schmalen Hauses und zwei Männer beginnen unzählige Kartons mit gefrorenen Pommes Frites mit viel Lärm über die schmale Stiege hinter mir in den ersten Stock zu schleppen. Ich bezahle, lass das Geuze stehen und fliehe zurück zum großen Markt. Es ist bereits halb sechs.

Ich gehe zu einem Taxi und nenne die Avenue du Mai als Fahrziel. Der Fahrer ist wohl Flame und scheint wenig redselig. Wir verlassen die Innenstadt und gleiten in den südlichen Stadtrandgebieten durch scheinbar dörfliche Idylle, die immer wieder von neuen Siedlungen und Anhäufungen postmoderner Gebäudekomplexe unterbrochen wird. Gegen halb sieben stoppt das Taxi an der Avenue du Mai. Wir sind anscheinend im überwiegend französischsprachigen Teil Brüssels. Ich setz mich an den Tresen einer Bar, die ebenso in Paris stehen konnte. Ich lausche dem Gespräch der wenigen Gäste, sippe an einem J&B und warte auf den Empfang des französischen Botschafters bei der NATO in Brüssel. Als es endlich sieben ist, gehe ich zwei Häuser weiter und läute am Eingang eines zweistöckigen, modernen Apartmentgebäudes. Ein Diener in schwarzem Smoking und mit weißen Handschuhen holt mich ab und geleitete mich über eine Treppe in den ersten Stock. Dort nehmen mich der Botschafter und seine Frau im Empfang. Er steckt in einem weißen Smoking und sieht jetzt besser aus als im Sitzungssaal. Er erinnert mit seiner Statur, Stimme und dicken Nase an Jean Gabin, sie in ihrem fließenden, metallic blauen Samtkleid an Jeanne Moureau. Ein delikates und ganz auf einander eingespieltes Paar. Der Stehempfang findet in

einem hellerleuchteten großen Wohnzimmer statt und ich bin wohl der erste Gast. Der Botschafter wendet sich in Französisch an mich, um seiner Freude über mein Kommen Ausdruck zu geben und als ich in meinem kargen Französisch antworte, dass ich etwas Französisch spräche, antwortete er mit Komplimenten. Er bedauerte kein Deutsch zu sprechen, nahm mich dann an den Arm, um mich zu einer buntbemalten Figurengruppe zu führen. „Handgeschnitzt“, sagte er in nun Englisch, „sechszehntes Jahrhundert! Kölner Schule! Aber halten sie uns nicht für reich: es ist eine Kopie.“ Er lachte und als ich etwas von „tres jollie“ sagte, stellte er klar: „C'est beau!“

Er verließ mich, um die nächsten Gäste zu begrüßen. Ich hatte Zeit die übrige Möblierung zu begucken: Dicke moderne Teppiche deckten den Boden, abstrakte Ölbilder die Wände. Kleine Acrylglastische standen mit Schälchen voller Carrefours neben Ledersesseln im Stil der zwanziger Jahre. Die nächsten Gäste waren der weißhaarige Engländer vom Wirtschaftsausschuss nebst ebenso weißhaariger Frau. Er trug den dunklen Anzug, den er auch während der Konferenz anhatte, sie ein Kostüm, das aussah wie von Channel in den fünfziger Jahren gefertigt. Er freute sich, mich noch anzutreffen. Er wollte mir zu meinem Arbeitspapier noch eine paar Komplimente machen, aber das sei ich schon weg gewesen. Der Diener serviert mit seinen weißen Handschuhen Champagnergläser auf einem Tablett, wir trinken uns mit Cheers! oder Santé! zu. Mr. Douglas mag insbesondere meine Systematik und versicherte mir, dass mein Papier in den Ausschussbericht als Anlage aufgenommen würde. In diesem Augenblick muss ich wohl ein großes Lächeln im Gesicht getragen haben, denn als ich zur Tür sah, erblickte ich Sylvie, die eben in den Salon kam und diesen Blick auf sich bezog. Sie steuerte direkt auf mich zu. Sie ist nicht sehr groß und von eher mädchenhafter Gestalt. Sie trug ein enges, kleines Schwarzes und mit Perlen verzierte Lackpumps. Ich tauchte in ihre grüngrauen Augen aus denen sie mich von unten her ansah. „Sie haben es aber heute eilig gehabt!“ sagte sie auf Deutsch und fuhr ohne Pause fort: „Sie hätten sich ruhig Zeit lassen können. Das mit den fünf Minuten ist doch nicht endgültig. Ich bin Sylvie Grosser“, dabei reichte sie mir ihre entzückende schmale, kleine Hand, an der ich keinen Ehering, aber einen kleinen Sigelring mit grünem Stein und Wappen entdeckte. Obwohl sie meinen Namen bereits kannte, erwiderte ich, indem ich mich mit meinem Namen vorstellte, herabbeugte und einen Handkuss andeutete. „Ich bin überrascht, dass sie Deutsch sprechen! Entschuldigen sie nochmals. Ich hoffe, ich habe sie nicht zu sehr gestresst.“ „Einige Fachbegriffe muss ich morgen nachschlagen. Sie haben ein sehr eigenes Vokabular und ehrlich gesagt mit der Systematik des deutschen Verteidigungshaushalts habe ich zum ersten Mal zu tun.“ Der Botschafter kam vorbei, legte seinen Arm um Sylvie, sah mich streng an und fragte mich in Französisch, ob ich mich bei Madame Grosser schon entschuldigt hätte, um ohne eine Antwort zu erwarten weiterzufahren: „Haben sie Sylvie schon erklärt, was ein Mehrfachraketenwerfersystem mittlerer Reichweite ist?“ Letzteres sagte er mit einem rollenden R in Deutsch und sah mich dabei spöttisch an. „Wo genau in München steht eigentlich ihr Institut? Ich kenne ein Institut in Pullach im Isartal.“ Ich fand seine Anspielung peinlich und wies sie mit Bestimmtheit zurück, betonend, dass wir ein rein wissenschaftliches Beratungsinstitut seien und lediglich öffentlich zugängliche Quellen austauschten. Er lachte nicht schallend, aber er war sichtlich amüsiert, so dass ich fürchtete, er würde den kleinen Unterschied zum Gesprächsthema machen. Inzwischen hatten sich an die zwanzig Gäste im Salon und auf dem Balkon zu kleinen Gruppen versammelt. Der Gastgeber verließ uns ohne weiteren Kommentar, um sich zu einer anderen Gruppe zu gesellen und ich atmete auf.

Sylvie stand neben mir, nippte an ihrem Glas. Wir blickten Richtung Balkon, die Straßenlaternen, die inzwischen brannten und die langsam verblassende Abendröte. Es war einfach schön, schweigend in dem Stimmengewirr neben ihr zu stehen und ihren Duft einzuatmen.

„Und wo steht jetzt ihr Institut?“, führte sie plötzlich das Gespräch weiter. Im Isartal südlich von München, gut zwölf Kilometer südlich von Pullach und zehn Kilometer nördlich von Wolfratshausen. Sagt Ihnen das etwas?“ „Aber sicher! Wo denken sie komme ich her?“ „Sie sprechen sehr klares Deutsch und arbeiten für die deutsche Gesandtschaft. Muss man dazu nicht die deutsche Staatsangehörigkeit haben?“ „Sollte man und habe ich auch. Also, wo glauben sie komme ich her?“ „Schwer zu sagen. Aus der Gegend um Hannover?“ „Weiter nach Osten!“ „Berlin?“ „Das ist nicht zu hören!“ „Sprechen sie Bayrisch?“ „Gezwungenermaßen ein wenig.“ „Sehen sie, wieso sollte ich Berlinern?“ Ich schwieg und versuchte die Fährte ihres Duftes wiederaufzunehmen.

„Haben sie Kinder?“ fragte Sylvie plötzlich. Ich überlegte kurz, ob ich lügen sollte, sagte dann ab wahrheitsgetreu, dass ich kinderlos sei. „Ich habe auch keine Kinder.“ „Sie sind doch noch jung!“ antwortete ich. „Sie doch auch! Sie sind doch wie man so sagt ‚in den besten Jahren‘“, sagte sie und schüttelte den Kopf: „Unterschätzen sie mich nicht. Ich werde meist für jünger gehalten.“ Ich schätzte sie für mich auf Ende zwanzig. „Wollen sie denn ein Kind oder mehrere?“ „Lassen sie uns damit aufhören! Wie lange leben sie in München?“ „Ich bin ein Oberbayer durch Geburt und ich habe es bisher nicht bereut.“ Sie lachte, fragte mich nach meiner Lederhose und ließ mich wissen, dass sie sich in München ganz gut auskennt. Ihre Eltern leben dort in Schwabing. Sie hat am Gisela Gymnasium in München Abitur gemacht, aber ihre Kindheit und Jugend in Berlin verbracht. „Es waren nur zwei Jahre, aber die waren sehr schön. Es ist eigentlich die Stadt, in der ich am liebsten wieder leben würde.“ „Und Brüssel?“ „Ich bin gerne hier, aber schon zu lang. Alles ist so weit weg von hier: Die Berge oder die Provence oder Italien. Und so toll ist es auch nicht mit Kopfhörern hinter einer Glasscheibe zu sitzen.“

Punkt halb neun fand der Empfang ein Ende. Der Botschafter hatte Taxis gerufen, aber nur drei waren gekommen. Zwei davon waren bereits belegt, als ich mit Sylvie aus dem Haus trat, begleitet von mehrfachen „Au revoir“ und „A bientot“ des Botschafters und seiner Frau. „In welcher Richtung wohnen Sie?“ fragte sie mich. „An der Chaussee de Louvain, im Gresham Belson Hotel.“ „Das ist bei mir um die Ecke in Evere. An der Avenue de l’Optimisme. Wir können zusammen fahren.“ Tat ich gerne. Ich war seit vierzehn Stunden unterwegs, fühlte mich aber trotzdem nicht müde, stellte ich fest, als ich neben ihr im Fond saß und das Taxi durch mir unbekannte Stadtgegenden fuhr. Eine frühlingshafte Stimmung umfing mich. Es war länger her, dass ich mit einer schönen jungen Frau nachts in einem Taxi saß. Sylvies Augen funkelten nordseegrün in den vorbeifliegenden Lichtern hoher Bogenlampen. Schließlich fühlte ich ihre rechte Hand auf meinem linken Oberschenkel. „Könnten sie sich vorstellen in Brüssel zu leben?“ Sie nahm ihre Hand wieder fort. „Wenn ich bei der EU einen gutbezahlten Posten finden würde, gerne. Es ist nicht weit weg von der Nordsee und den feinen Sanddünen.“ „Sie würden München verlassen?“ „Ja!“ „Keine Kinder, keine Familie.“ „Nein, ich lebe seit einigen Jahren allein.“ „Ein Mann wie sie lebt allein? Wie machen sie das?“ „Ich arbeite.“ „Davon allein kann man doch nicht leben.“ „Es hilft.“

Wir waren inzwischen in der Chaussee de Louvain und fuhren durch Schaerbeck. Sie hat eine verblüffende Direktheit, dachte ich mir und überlegte, wie ich noch länger mit ihr zusammen sein könnte. Also fragte ich sie ebenso direkt, ob sie noch Verpflichtungen hätte oder ob sie noch mit mir in der Bar des Belson Hotels etwas trinken wolle. „Ich komme mit“, sagte sie, „aber um zehn werde ich gehen. Ich habe morgen zwar keine Glasscheibe vor mir, muss aber um neun im Büro sein.“ Ich bezahlte das Taxi, wir gingen zum Hotel und setzten uns an einen Tisch im Barraum. Die Luft war zum schneiden dick. Keine Nichtraucherzone, schwache Ventilation. Ich überlegte, ob ich sie in meine Non Smoker Executive Suite einladen sollte, die mir die Hotelleitung für einen saftigen Zuschlag auf den Preis meines

ursprünglichen gebuchten Zimmers in der Economy Class überlassen hat. Dort war die Minibar gut bestückt und ich verspürte Lust nach einem Bloody Mary. Sylvie erlöste mich von meinen Fragen, indem sie schlicht vorschlug zu ihr zu gehen, es sei nur ein paar Häuser weiter.

Auf dem Gehsteig hakte sie sich ein und tippelte in ihren süßen Pumps so selbstverständlich neben mir her, als hätte ich sie eben an der Trambahn abgeholt und brächte sie nach Hause. Ich spürte eine große innere Wärme und sah von oben auf ihr flammrotes Haar, das ich gerne in meinen Fingern spüren würde. Nach wenigen Schritten stadteinwärts bogen wir rechts in die Avenue de l'Optimisme ein. Ich sah wie sich unsere Füße unter uns wie im Gleichschritt sich über das Pflaster bewegten, spürte wie ihr Arm mich nach rechts in eine Straße zog, die Avenue des Désirs hieß. „Ich wohne gegenüber, kommen sie über die Straße.“ Wir standen vor einem dreistöckigen Altbau mit Erkern und Giebeln über jedem Stock. Sie langte in ein Fach ihrer Tasche und holte eine Magnetkarte heraus, mit der sie Tür öffnete. Das Treppenhaus war voller Stuck und die Treppendielen knarzten vernehmlich, als wir in den dritten Stock hinaufstiegen. Sie stoppte vor einer namenlosen Tür, an der eine Nummer stand: 31. „Hier wohne ich“, sagte sie öffnete, drückte einen Lichtschalter hinter der Tür. „Kommen Sie bitte herein Bernhard.“

.